<36638863700011

<36638863700011

Bayer. Staatsbibliothek

Annalen des Krieges.

Vierter Band.

Berlin,
in der Himburgschen Buchhandlung.
1806.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Mil. g. 3(4

Annalen des Krieges und der Staatskunde.

Miszellen und Episoden.

Vierter Band.

Berlin,
in der Himburgschen Buchhandlung.
1806.

Wb | 58 | 168

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Inhalt

des

4ten Bandes der Annalen des Kriegs und der Staatskunde.

1. Charlemagne und Napoleon. Fortsetzung. Seite 1
2. Rede Gustav Adolphs an seine Generale vor seiner Unternehmung nach Deutschland, aus einer ungedruckten Geschichte der Feldzüge Gustav Adolphs in Deutschland, vom Verfasser des Geistes des neuen Kriegssystems. . . . . . . S. 25
3. Affäre bey Maxen, geschildert vom Grafen Montazet, französischen Aufseher bey der Daunischen Armee und französischen Generallieutenant, aus den bisher unbekannten Memoires de Montazet übersetzt von dem Verfasser des Geistes des neuen Kriegssystems und mit Anmerkungen begleitet. . . . . . S. 36
4. Dürfen Kanonen verloren gehen? . S. 46
5. Ueber die Verbesserung des Rekognoscirens. S. 55
6. Vorschlag den Nutzen des Tiraillirens mit jenem der festen Ordnung zu verbinden. S. 85

7. Einige Vorschläge für Reiterey und Fußvolk. . . . . Seite 91
8. Ueber einen Vorschlag des Generals von Ewald. . . . . . S. 95
9. Revolution der Kriegskunst, Fragment aus einem noch ungedruckten Werke. S. 98
10. Was ist Philosophie der Kriegskunst? Fragment eines noch ungedruckten Werks. S. 127
11. Notizen über die Kaiserlich-Königliche Armee an der Donau bis zur Kapitulation von Ulm. . . . . S. 183
12. Beyträge zur Geschichte der beyden ersten schlesischen Kriege. Fortsetzung.
a) Brief des Erbprinzen Leopold von Anhalt-Dessau an seinen Herrn Vater über die Schlacht von Hohenfriedberg vom 4. Juny 1745. . . S. 193
b) Bataille de Friedberg, par Mr. le Marquis de Valory. (Augenzeuge, damals französischer Gesandte bey König Friedrich II.) . . S. 199
c) Brief des Erbprinzen Leopold Maximilian an seinen Herrn Vater, vom 11. Juny 1745. . . . S. 212
d) Ebenderselbe an Ebendenselben, vom 2ten Oktober 1745. . . . S. 215
e) Auszug eines Theiles des XIV. Kapitels der Geschichte meiner Zeit, nebst Szenen aus dem Leben des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau. . . . S. 232

Charlemagne und Napoleon.

(Fortsetzung.)

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Charlemagne und Napoleon.

(Fortsetzung.)

Karln traf mehr als einmal das Geschick, sein Leben in Verschwörungen bedroht zu sehn. Aber jederzeit war er so glücklich sie zu vereiteln, und Rache an die Rädelsführer nehmen zu können. So ward um diese Zeit ein ostfränkischer Graf Hartrad, eines Anschlages auf des Monarchen Leben halber, geblendet.

Jetzt suchten sich auch die Thüringer von Karls Herrschaft loszureißen, letzterer bemächtigte sich aber der Vornehmsten des Volks, welche nach Rom wallfahrten, und dort über den Gebeinen der Heiligen einen neuen Eid der Vasallentreue schwören mußten. Noch traf sie eine sehr grausame Strafe. Es leuchtet ein, daß die Meinung von sei-

nem Glück ihn selbst immer kühner machen, und die Furcht vor seiner strengen Rache seine Herrschaft über die Nationen befestigen mußte.

Nach dem Thüringischen Aufstand genoß Karl einige Zeit des Friedens, bis der Herzog von Benevent, Aregis, dessen Staat drey Viertel des heutigen Neapels begriff, der Schwager des Herzogs Tassilo von Bayern, und Eidam des ehemaligen longobardischen Königs Desiderius, das fränkische Joch abzuwerfen sucht.

Karl erscheint mit einem Heer — Aregis flüchtet aus seiner Hauptstadt nach dem festverwahrten Salerno. Nicht lange so muß er seine Söhne als Geißeln senden, Frieden erflehn, und Benevent wird eine völlig abhängige fränkische Provinz.

Kurz darauf wird es auch Bayern, nachdem Tassilo, eines Bundes mit den Griechen und Hunnen verdächtig, durch Karln förmlich abgesetzt und in ein Kloster verwiesen ist.

Die Griechen waren der Franken Freunde, so lange sie noch keine Eroberungen in Ita-

lien gemacht hatten. Sobald sich letztere aber zufolge ihres charakteristischen Namens, (den Bülow in dem Werk über den Feldzug von 1805 scharf heraushebt) betrugen, befiel erstre Neid und Furcht. Sie schlugen eine Heyrath zwischen Karls Tochter Rotrude, und Irenens Mündel, den jungen Kaiser Konstantin vor; ein neuer Triumph für den fränkischen Monarchen, der von dem Volk, welches im Glauben der Alleinkultur schwelgte, doch nur als ein Oberhaupt roher Barbaren angesehen ward. Doch schlug Karl, aller Vortheile ohnerachtet, die für seine weiteren ehrgeizigen Absichten in einer solchen Verbindung lagen, nicht ein, und zwar sagen die Geschichtschreiber, weil er das Glück seiner Tochter nicht der Politik opfern wollte. Jetzt ist bekanntlich in solchen Fällen das Glück eben kein Gegenstand der Nachfrage.

Der schlimmste aller Kriege, die Karl aber je zu bestehen hatte, ward nun unvermeidlich. Es war der mit den Hunnen. Nichts glich dem schauderhaften Ruf, in welchem sich dies wilde Räubervolk seit drey Jahr-

hunderten gesetzt hatte. Die Grenzen der fränkischen Herrschaft im Ost waren unaufhörlichen Plünderungen und Verheerungen blosgestellt; ein dauernder Friede, ob ihn schon Gesandte zu vermitteln gesucht hatten, konnte nicht zu Stande kommen. Es galt Angriff. Lange zauderte Karl, wahrscheinlich da ihm die eigenthümliche Streitart der Hunnen zu Pferde bedenklich schien. Seine Kriegskunst war meistens nur auf das Fußvolk berechnet. Drey Jahre wandte er auf die Zurüstungen, und ließ dann drey Heere zugleich in Ungarn (dem Hauptsitze jenes Volks) einrücken. Man schlägt die Hunnen aus mehreren weitläuftigen Verschanzungen und dringt über den Fluß Raab hinaus; aber Seuchen hindern den Fortgang. Zudem ruft den Sieger schon wieder eine Verschwörung, welche den Zweck hat, seinen natürlichen Sohn auf den Thron zu heben, zurück. Sie wird getilgt, Karl will den Feldzug gegen die Hunnen wieder eröffnen, als er die Nachricht empfängt, daß Theodorich, einer seiner geschätztesten Feldherren, indem er die in Friesland zusammenge-

zognen Truppen zu ihm nach Bayern führen wollte, von sächsischen Rebellen überfallen und geschlagen worden ist. Dieser Aufstand dehnt sich auch bald weiter aus, die Sarazenen im Süden fallen zugleich in den fränkischen Theil Spaniens, die Hunnen stehen im Osten gerüstet. Es mußte eine größere Heeresmacht als je aufgestellt werden.

Schnell ward ein Reichstag berufen, der über die Mittel, die Truppenmenge baldigst aufzubringen, berathschlagte. Es galt kein Säumen; in kurzem stand dem Herrscher zu Gebot, was er bedurfte, und er selbst zog nun gegen die Sachsen, indem er seine mächtigen Vasallen, die Grafen von Bayern und Friaul zu Anführern des Heeres wider die Hunnen ernannte, und sein Sohn Ludwig von Aquitanien den Sarazenen entgegengestellt ward.

Trotz dieser drohenden Gefahren beschäftigte sich aber Karl um diese Zeit viel mit theologischen Dispüten, und erließ eine Menge kirchlicher Verordnungen, auf deren Heiligkeit er mit Strenge hielt. In unsern Tagen glaubt man bey solcher Gelegenheit

nicht mehr an die eigne Ueberzeugung, sondern erblickt nur die Konsequenz im Hintergrunde; mit Karln war es dagegen vermuthlich wohl ein anderes. Wer kann es bey dem allen aber gewiß behaupten?

Zwey Jahre verstrichen in dem blutigen Hunnenkriege, ehe etwas Entscheidendes ausgeführt ward. Dann aber ward man fränkischer Seits immer vertrauter mit der Fechtart des Feindes, und eroberte endlich die bekannte große Hauptschanze Ringus genannt. Dies war die Feste des Chans, wo die Nomaden ihre seit fast drey Jahrhunderten erplünderten Schätze verwahrten. Eine größere baare Beute trafen Eroberer vielleicht nie auf einem Punkt beysammen. Der Annalist Eginhard sagt: bis auf diese Eroberung waren die Franken ein armes Volk, diese Beute machte sie reich.

Der Chan Tudun kam noch in eben dem Jahre nach Achen, sich taufen zu lassen, und leistete mit anderen vornehmen Hunnen den Vasalleneid. Doch weder Christenthum noch Schwur erhielt diese Rohen treu. Ein allgemeiner Aufstand wurde bald nach

ihrer Rückkehr angezettelt, doch Karl entdeckte ihn zeitig genug. Bey einem raschen Angriff werden die Hunnen aufs neue geschlagen, und der gefangene Chan büßt seine Treulosigkeit mit dem Tode.

Kurz nachher hatte sich wider den jetzt herrschenden Pabst Leo den dritten eine Verrätherey entsponnen, durch welche er des Throns beraubt ward. Karl nahm sich des Pontifex an, und war vermöge seines Gewichts bald im Stande, ihn wieder in seine Rechte zu setzen. Er machte deshalb in eigner Person eine Reise nach Rom. Leo, entweder aus Dankbarkeit oder durch Verabredung, krönte auf eine überraschende Weise das Oberhaupt der Franken zum römischen Kaiser. Karl zeichnete sich seitdem in seinen Unterschriften: Imperator, Romanorum gubernans Imperium.

Er gewann durch den neuen stolzen Titel nichts an Land, aber desto mehr an Autorität im ganzen Welttheil. Der Mann, welcher auf dem seit Jahrhunderten erloschenen Thron der Auguste, Antonin u. s. w. stieg, mußte den Fürstengeschlechtern

im Glanz einer so erhabnen Würde unendlich verehrlicher werden, als der bloße Frankenkönig, mogte sein Gebiet durch glückliche Kriege auch noch so weit ausgedehnt seyn. Dabey sah man in Karls Familie ohnehin nur die Usurpatoren, da sich Martell bekanntlich das Erbtheil der merovingischen Dynastie zugeeignet hatte. Nun aber, nach der Krönung durch Pabstes Hand, schwieg das Vorurtheil, die Verschwörungen wurden selten, Gesandten mit Geschenken trafen vom griechischen Kaiserhofe ein, und die stolze Irene, die damals im Orient regierte, unterhandelte selbst für sich, wegen einer Heirath mit Karl, der damals Wittwer war.

Karl, geizend nach der Ehre, auch den Scepter über das Morgenland zu führen und vielleicht alles wieder unter seine Hoheit zu vereinigen, worüber Rom im üppigsten Flor seiner Größe gebot, schlug ein — aber dies Ziel, das höchste für ihn, sollte er nicht erreichen. Eine Empörung gegen die Kaiserin Irene brach aus, und das Volk in Byzanz rief den Kanzler Nycephorus zum

griechischen Kaiser aus. Karl ließ protestiren, doch vergeblich, und es befremdet diesmal die Mäßigung, mit der er verfuhr. Man hat nicht den mindesten Grund zu zweifeln, daß ein Krieg mit den weichlichen Griechen Karls altes Glück gekrönt haben würde, und schien ihm der Zug durch Ungarn wegen der in ihrer Anhänglichkeit allerdings wankenden Hunnen (Unterthanen waren sie übrigens jetzt, wiewohl mit eigner Verfassung) bedenklich; so konnte er sich ja mit einem Heere in Italien einschiffen, und nach dem Archipelagus segeln. Allein, es ist sehr merkwürdig, daß Karl weder zu Operationen auf dem Meere Neigung fühlte, noch auch dabey je glücklich war. Auch machte ihn nichts verlegener, als Angriffe von Seeräubern und Landungen. Einmal, da er sich gegen das Ende seines Lebens, an der baltischen Küste befand, erblickte er mehrere normännische Fahrzeuge. Er brach in Thränen des Unmuths aus, und rief: Die Normänner werden einst meinen Franken schrecklich gefährlich seyn! Die Weissagung ward auch späterhin bekanntlich erfüllt.

Die neue Würde bekleidete Karl in allem vierzehn Jahr, worauf er in Aachen starb. Während der Zeit berichtigte er hauptsächlich die weitausgedehnten Gränzen seines Reichs, brachte die noch immer rebellisch gesinnten Sachsen völlig zum Gehorsam, und verpflanzte das Volk der Nordalbinger, welches seinen Feinden den Dänen anhing, in seine älteren Staaten, während die verlassenen Wohnplätze von den Obotriten, einer ihm völlig ergebenen Völkerschaft, eingenommen wurden. Dergleichen Verpflanzungen erscheinen uns jetzt unter dem Bilde fast unüberwindlicher Schwierigkeiten. Aber welch ein Wille, welch eine Macht, die Maasregeln von solchem Umfang durchzusetzen wissen.

Hören wir, was über Charlemagne als Krieger in D. Jenisch treflicher Lebensbeschreibung desselben gesagt wird:

„Ein gründlicher Kenner der schrecklichen, und doch unentbehrlichen Kunst, durch Vergießung von Menschenblut Held zu seyn, Guibert, hat den Ausspruch gethan, daß unter allen Kriegern der ältern und der neuern

Zeit, Alexander, Cäsar und Friedrich allein fast diejenigen gewesen, die mit erprobter Kunst, von eignem Genie erfunden, mit Feldherrn-Weisheit angewendet, Schlachten geschlagen und Siege davon getragen."

„Gesetzt also, wir fügen den genannten drey Namen der größten Krieger Karln nicht als den vierten hinzu: (welches wir uns sehr gern bescheiden nicht zu thun,); werden wir ihn nicht mit vollem Recht den Scipionen, den Marius, den Pompejen des Alterthums beygesellen können, die, wie Karl, viele Schlachten schlugen; wie er sie mit einem selbst zu disziplinirenden, selbst zu beherrschenden Heere schlugen; wie er, sie meistentheils gegen rohe und undisziplinirte Völker gewannen, und die, bey alledem, nicht, wie er, Eroberer, Staatsökonomen und Gesetzgeber zugleich seyn durften; die, selbst nur als Eroberer betrachtet, nicht, wie Karl, so verschiedene, und so weit von einander getrennte Völker zu gleicher Zeit, entweder im Zaum zu halten oder zu besiegen hatten, und die gegen die Viel-

sinnigkeit des römischen Volks, und gegen den Ehrgeiz des Senats vielleicht nicht so schwer und so schlau anzukämpfen hatten, als Karl gegen den Stolz roher Vasallen, gegen die Unregelmäßigkeiten seiner Heere, gegen die Herrschsucht der Geistlichkeit, und gegen die, dem Glück des Ausgangs immer feile, Politik des päbstlichen Hofes."

„Und die Scipionen, die Marius, die Pompejen, galten doch ihrem Jahrhundert, galten doch in der Geschichte für berühmte Krieger und Eroberer; sie waren die Idole ihrer Heere, die Verehrung ihrer Mitbürger, der Gegenstand der Lobpreisung ihrer Geschichtschreiber."

„Karls ununterbrochenes Kriegsglück allein schon müßte seine Feldherrn-Talente, nach den Umständen und für die Bedürfnisse seines Jahrhunderts, als bewundernswürdig rechtfertigen. Ein ungeschickter General kann einen oder den andern Sieg durch Zufall davon tragen: aber über Gallier, Sachsen, Longobarden, Griechen, Araber, Hunnen — Völker von so verschiedenen Sitten, von verschiedener zum

Theil ganz neuer, und den Franken ganz ungewöhnlicher Streitart, zum Theil von bewährter Kriegserfahrenheit (wie z. B. Araber und Griechen) konnte Karl nicht unaufhörlich siegen; ohne seine Krieger durch mancherley Uebungen furchtlos zu machen, und ohne jedem neuen Feinde ein veränder-tes Benehmen, jeder neuen Kampfart we-nigstens dieses und jenes neue Manöver ent-gegegen zu stellen; er konnte das Terrain der verschiedenen Länder, wo er seine Schlach-ten schlug, — (dies Terrain — meisten-theils unangebaut, der Wildheit der Natur überlassen, und der Ausbreitung der Kriegs-heere höchst ungünstig, fast immer aber ihm selbst, dem Sieger, unbekannt,) — nicht glücklich benutzen, ohne jenen genialischen Schnellblick, den Guibert allen großen Kriegshelden, auch wenn sie keine eigentliche Kunst ihres Gewerbes besaßen, beylegt, je-nen Blick, der in dem Theil das Ganze, das Ganze in dem Theil ahnet, der einem Moment, einem Zufall, einer angeblichen Stellung den Vortheil, und oft vermittelst des kleinsten dieser Vortheile, den Sieg ab-

gewinnt, oder auch einen selbst begangnen Fehler auf der Stelle zu ersetzen weiß; er konnte, bey der immer wechselnden Verschiedenheit des Feindes, der Kampfweise, der Stellung auf dem Schlachtfelde, die obwaltenden Umstände nicht in ein Ganzes verknüpfen, ohne jenen Combinationsgeist, der alle Gegenstände von weiter Umfassung, verwickeltem Detail und schneller Ausführung, den die Lieferung einer Schlacht vorzüglich erfordert, ohne jene unverwirrbare Freiheit des Geistes und Unabhängigkeit von den Dingen, in einem mehr als gewöhnlichen Grade zu besitzen."

„Unter seinen Feldherren, deren er allerdings manche vortreffliche hatte, und schätzte, ist keiner doch ausgezeichnet oder berühmt genug gewesen, daß das Heer, die Zeitgenossen oder die Geschichtschreiber Karls Kriegsruhm durch den Glanz eines Nebenbuhlers verdunkelt sagen können, wie sie ihm denn überall auch keinen Nebenbuhler geben."

„Und wodurch konnte sich denn Karl bey einem Volk roher Krieger, bey einer gan-

zen Welt von Kriegern, (denn wer war es in jenen Tagen der Barbaren nicht?) jenen allgemeinen, von allen bewunderten, von keinem geschmälerten Ruhm erwerben, dessen er, nach einmüthigem Geständniß genoß, als — durch persönliche Tapferkeit und Feldherrn-Tugend?"

„Einige der berühmtesten Feldherrn aller Zeiten, Hannibal, Cäsar, Friedrich, glänzten unter andern vorzüglich durch die Schnelligkeit, mit welcher sie ihre Heere in Bewegung setzen, durch entlegne Gegenden hin rücken, und den unvorbereiteten Feind, wie ein unangekündigter Orkan, überraschen konnten. Wer Karls verschiedene Feldzüge chronologisch mit einander zusammenstellt, der sieht ihn gleichsam seine eigne, und seines Heeres ungeheure Persönlichkeit verdoppeln, sieht ihn mit demselben wie zu gleicher Zeit und an verschiedenen Orten auf einmal seyn. Wenn die Sachsen, im Vertrauen er sey in Italien, in Franken einbrechen, so ist er, noch ehe sie an den Rhein kommen, schon wieder über die Alpen zurück, und verfolgt sie bis über

die Weser. Und wenn die Longobarden darauf rechnen, nun habe er sich tief im Sachsenlande verloren, so ist er schon wieder jenseits der Alpen auf italienischem Boden: er eilt von Schlachtfeld zu Schlachtfeld, von neuunterjochten Völkern zu alten Rebellen, von besänftigten Rebellen zu neuen Aufrührern; bezwingt Völker, dämpft Aufrühre, entdeckt und bestraft Verschwörungen, — alles auf einmal."

„Mannszucht, und strenge unverbrüchliche Ordnung im Heer, war Karln, wie allen großen Feldherren überaus wichtig. Die Trunkenheit, dies gewöhnlichste, geliebteste und unwiderstehlichste Laster roher Menschen, straft er in seinem Heere nicht nur, sondern einer darf den andern nicht einmal zum Trinken einladen; so viel Tage ein Officier zu spät zum angesagten Sammelplatze kömmt, so viel Tage hindurch ist ihm der Genuß der Fleischspeisen und sogar des Weins untersagt."

„Mit einem so disciplinirten Heer also schlug und siegte Karl!"

Halten wir nun den großen Mann, der vor tausend Jahren lebte, mit dem zusammen, den unsre Tage sehn, und der diesen Vergleich bekanntlich liebt. Letzterer kann hier jedoch nicht im ganzen geschichtlichen Umfang, sondern nur in den Hauptzügen durchgeführt werden, und auch da reichen für den Leser schon leis'andeutende Erinnerungen aus. Wahrscheinlich drang sich ihm die Parallele in ihrer Harmonie sowohl, als in ihren Abweichungen schon bey der flüchtigen Lebensskitze auf.

Eine ähnliche von Napoleon folgen zu lassen wäre zu überflüßig. Wer kennt diesen Erschütterer des Welttheils nicht schon aus so vielen Biographien und öffentlichen Blättern. Uns gnüge das Zusammenstellen der Hauptmomente in Schicksal und Thatkraft, urtheilender Ansicht und den Charakterzügen der beyden epochebildenden Heroen. Alles hauptsächlich, wie es die Tendenz dieser Blätter fordert, militairisch betrachtet, wiewohl vom militairischen Gesichtspunkt der politische unzertrennlich ist, und dieser wie-

der mit anderweitiger Berücksichtigung zusammentrifft.

Was erstens das Emporsteigen auf den nämlichen hohen Standpunkt (aus der Mitte Frankreichs bedeutender als je ein andrer Herrscher auf Europa zu wirken) betrifft, so gleicht es sich bey beyden darin, daß sie nicht zur sogenannten rechtmäßigen Dynastie gehörten, sondern den Thron eines durch Gewalt entfernten Königshauses bestiegen. Allein das Verdienst Karls, (denn das Verdienst der Kühnheit und Geistesgröße ist in solchem Fall wohl nicht streitig zu machen) bleibt hier weit gegen das, welches den Wiederholer der Scene nach tausend Jahren schmückt, zurück. Das Verwegenste hatte schon Martell gethan, ihm war Pipin gefolgt, und die Geburt wieß bereits Karln an, in des Vaters Stelle zu treten. Nicht also Bonaparte. Unbekannt verlebte dieser die frühere Jugend in der Supplementair-Kriegsschule zu Brienne, und wenn, wie keinesweges zu leugnen ist, das Geschick ihm den Augenblick vorbereitete, in welchem Einer die Zügel des wichtigsten Staats in

unserm Welttheil ergreifen konnte, so mußte dieser Eine doch den Wink des Augenblicks zu verstehn und mit Kraft zu umfassen wissen. Persönliche Tapferkeit war es, die ihn zuerst bemerkbar auszeichnete, (Toulon) bald darauf das Talent des kaltblütigen Anordnens eines schwierigen Gefechtes, und der immer nach den Umständen veränderten Disposition. (5ten Oktober 1795. wider die Pariser Sektionen). Der Ruf seiner Fähigkeit hatte sich hier so bewährt, daß ihn Barras zum General en Chef vorschlagen durfte. Hier warf er sogleich vier österreichische Feldherren über den Haufen, und gewann die Reputation des glücklichsten unter den französischen Helden. Da der Riesenplan, die Engländer am Ganges anzugreifen, sein heroisches Genie nicht zurückschreckte, so suchte vielleicht die republikanische Scheelsucht dadurch ein Mittel, den Gefährlichen zu entfernen, zum Glück aber lächelte ihm das Glück in Egypten nicht; er durchschwamm die gefahrenvolle mittelländische See, es in Paris wieder aufzusuchen. Am 9ten November

1799. erhub er sich, (persönlich dem Tode trotzend) zum ersten Konsul auf zehn Jahre gewählt, am 2. August 1802. zum Konsul auf Lebenszeit, am 18. May 1804. zum Kaiser und Stifter einer neuen Erbmonarchie, später zum König von Italien — — — — — — — — —

Beyde fanden bey Befestigung ihrer Macht großen Widerstand von innen und außen. Die vertriebene Dynastie sowohl, wie die Politik der Nachbaren, legten es häufig auf ihren persönlichen Untergang an. Doch Furchtlosigkeit, schnelle kräftige Gegenmaasregeln und Strafe der Schuldigen, tilgten bald die Attentate, und beyden dienten sie gewöhnlich als neue Hebel des Gedeihens.

In Betracht des Motivs ihrer Kriege weichen sie voneinander ab. Karl griff meistens aus Bekehrungssucht an, (wenigstens gab er es vor) und Napoleon hat meistens nur Frankreich vertheidigt. Doch treffen die Umstände in dem Punkt wieder sehr ähnlich zusammen, daß wider beyde, so erbittert auch die Nachbarn waren, dennoch nie

eine vollständige und auf redliche zweckmäßige Einigkeit berechnete Allianz unter ihnen zu Stande kam. Jeder behielt sich das Privatinteresse vor, und am Ende gieng dies mit dem allgemeinen zu Grunde.

Nichts ähnlicher, im Ganzen der Erscheinungen genommen, als beyder Art den Krieg zu führen. Vermehrung der Kraft durch Bewegung, wovon der Verfasser des Geistes des n. Kr. mit Recht so viel spricht, beyde wendeten sie aufs glücklichste an. Wenn die Feinde sich noch bedächtig rüsteten, war meistens der schnelle furchtbare Angreifer schon da. Sicher hat Charlemagne's Einfall in die Lombardei mit Napoleons Operationen vor der Schlacht von Marengo eine nahe Verwandschaft; die Geschichte hat uns nur die Kunde der Nebenumstände nicht aufbewahrt.

Der Feldzug Napoleons von 1805. ist indessen glänzender, als irgend einer, den der Stifter der carolingischen Linie ausführte; was nicht erst eines Beweises bedarf. Dagegen ist uns aber kein Feind bekannt, welcher diesem so viel zu schaffen gemacht hätte,

als Großbritannien dem berühmten Corsen. Doch ist Napoleons Laufbahn auch noch nicht vollendet.

Den Umfang des Gebiets, welchen Charlemagne erstritt, wird Napoleons Schwerdt ihn sich unterwerfen? Werden die Anordnungen, die dem neuen fränkischen Reiche auch nach seinem Tode Festigkeit und Dauer geben sollen, (die allerdings das, was irgend ein römischer Imperator für diesen Zweck that, weit zurücklassen) der Absicht vollkommen entsprechen? Dies sind Fragen, deren Beantwortung nur von der Zeit zu erwarten ist.

—o—

Rede Gustav Adolphs an seine Generale vor seiner Unterneh- mung nach Deutschland.

Aus einer ungedruckten Geschichte der Feldzüge Gustav Adolphs in Deutschland von — —

Man liefert hier ein Beyspiel vom drama- tischen Theil des Krieges. Diejenigen, wel- che nachschlagen, werden entscheiden, wie viel dem Verfasser als Eigenthum zukommt.

Einige Geschichtschreiber erzählen: Gu- stav Adolph habe zur Berathschlagung über eine so wichtige Angelegenheit die angesehen- sten Männer seiner Armee in sein Zelt be- rufen. Wahrscheinlich war Oxenstiern der Meynung des Königs; einige aber bemerk-

ten: „die Früchte des Krieges wären nicht
„so gewiß, wie die Kosten desselben; die
„Einkünfte des Reichs wären durch die aus-
„wärtigen Feldzüge schon erschöpft worden;
„es sey romanhaft und vermessen, eine Re-
„ligion oder eine Macht durch einen Krieg
„jenseit dem Meere zu unterstützen; ein
„Monarch, der väterlich regiere, müsse
„zu Hause bleiben, und nicht über's Meer
„auf abentheuerliche Thaten ausgehen; die
„entsetzten Herzöge von Meklenburg könn-
„ten durch guten Rath vielleicht besser, als
„durch die Schärfe des Schwerdts wieder
„in ihre Länder eingesetzt werden; die deut-
„schen Kurfürsten wären die besten Richter
„der Reichsangelegenheiten; sie wären auch
„am besten im Stande, die Sklaverey des
„Reichs zu rächen; den Deutschen kommt
„es zu, die Freyheit der Deutschen wieder
„zu erobern; die Erhaltung der protestanti-
„schen Religion hängt von demjenigen Gott
„ab, welcher der Gegenstand ihrer Anbetung
„ist. Die See ist eine Vormauer für Schwe-
„den, aber auch ein Hinderniß bey auswär-
„tigen Kriegen, weil die Unterhaltung und

„Gemeinschaft einer Armee in Deutschland „beschwerlich und eben so unsicher als kost„spielig ist. — Der Kayser hat überdem den „Schweden noch keine rechtmäßige Ursache „zu einem Kriege gegeben, und ein Angriff „erregt immer das Vorurtheil der Gewalt„thätigkeit, während die Vertheidigung ge„recht ist. Eine Nation, welche den Frie„den, als Quelle alles Glücks, zu schätzen „weiß, wird wegen einiger Gewaltthätig„keiten und Beschimpfungen, welche mehr „die Eitelkeit, als das allgemeine Wohl ver„letzen, noch nicht zu den Waffen greifen. „Ihre Nationalehre wird dadurch nicht ge„schmälert, weil der Ruhm stets der Mäßi„gung und Weisheit folgt. Die Truppen, „welche der Kayser nach Pohlen schickte, „kann man als im Solde der Republik be„trachten. Es ist dienlich, jeder Sache eine „vortheilhafte Erklärung zu geben, wenn „eine entgegengesetzte unser Interesse nicht „begünstigt. Es ist abentheuerlich, zu glau„ben, eine Macht ohne Flotte könne jemals „über See den Krieg nach Schweden brin„gen. Müßte nicht Dänemark vorher be-

„zwungen seyn? So laßt uns doch wenig-
„stens den Angriff gegen dieses Reich ab-
„warten, ehe wir zu dem unsrigen schreiten.
„Dänemark aber, weit entfernt bedroht zu
„werden, hat so eben einen Frieden geschlos-
„sen. Der Feind muß erst Pohlen bezwin-
„gen, wenn er von Preußen und Liefland
„her etwas unternehmen will. Mit Pohlen
„ist so eben ein Waffenstillstand geschlossen,
„der auf sechs Jahre von dieser Seite Ruhe
„uns zusichert. Ist Schweden nicht schon
„jetzt durch so viele Kriege entvölkert wor-
„den? Kann seine geringe Bevölkerung der
„ungeheuren Macht des Kaysers die Wage
„halten. Schweden, obgleich nicht klein,
„ist nur ein Punkt, verglichen mit den
„Staaten eines Hauses, welches zwey
„Welttheile beherrscht. Frankreich wird mit
„Oesterreich Friede schließen, und Schweden
„gegen andere Vortheile aufopfern, denn es
„ist die Art der Mächtigen gegen Schwä-
„chere sich zu vereinigen, weil dann der Ge-
„winn sicher und der Widerstand geringer
„ist. Sollen die Schweden ihr Blut ver-
„gießen, um deutsche Fürsten durch Erobe-

„rungen zu vergrößern? Kann man Erobe-
„rungen behalten, die durch das Meer von
„dem Hauptlande getrennt sind? Oder will
„man den Hauptsitz des Reichs nach jenen
„Eroberungen verlegen, und Schweden in
„eine unterjochte Neben-Provinz verwan-
„deln? — Alles dieses sind Folgen einer
„Unternehmung, bey der die menschliche
„Klugheit nichts wie Unglück voraus sieht,
„sogar wenn sie der Erwartung derjenigen
„gemäß ausfällt, welche sie anrathen. —
„Wir wollen nicht von den Verwirrungen
„reden, welche das Reich während der Min-
„derjährigkeit einer Prinzessin zerrütten wür-
„den, die noch in der Wiege liegt, wenn
„uns die Gefahren des Krieges einen König
„raubten, der uns mit so vielem Ruhme
„beherrscht. — Wir haben als schwedische
„Männer gesprochen, denen das Wohl ih-
„res Vaterlandes am Herzen liegt."

Der König erwiederte hierauf und die
Mehrheit stimmte ihm bey: „Wenn ich
„euren Gründen widerspreche, so geschieht
„es nicht aus Geringschätzung eurer Ein-
„sichten, noch weniger weil ich Mißtrauen

„in eure Gesinnungen setze, sondern weil „es nur wenigen gegeben ist, nicht immer „in der Vorsicht und Behutsamkeit Weis„heit zu erblicken. Es kommt hier darauf „an, einer wachsenden Macht Schranken „zu setzen, bevor aller Widerstand unmög„lich wird. — Eure Kinder werden euer „Andenken nicht segnen, wenn ihr ihnen „statt eurer religiösen Aufklärung und bür„gerlichen Freyheit, den Aberglauben der „Mönche und die doppelte Tyranney des „Pabstes und des Kaysers hinterlaßt. Wollt „ihr ohne Widerstreben mit geduldiger Feig„heit euch unter das Joch schmiegen? — „Dieser Gedanke ist eines Schweden un„würdig. Wollt ihr Widerstand leisten, so „geschehe es doch sogleich, weil ein unver„meidliches Uebel geringer in der Gegen„wart als in der Zukunft ist. Wir müssen „einer Universal-Monarchie auch auf dem „festen Lande Einhalt thun, noch ehe nur „ein schmales Meer als letzter Schutz unse„rer Freyheit übrig bleibt. Es ist ein eit„ler Wahn, daß ein großes Reich nicht eine „Flotte schaffen könne, um uns zu befrie-

„gen, sobald es auf der Küste sich festgesetzt
„hat. Dies müssen wir vor allen Dingen
„durch einen Angriff verhindern, noch ehe
„wir selbst angegriffen werden. Es würde
„vergeblich seyn, die Hülfe der englischen
„und holländischen Flotten zu erwarten,
„weil die spanische sie hinlänglich beschäftigt.
„Wallenstein, der allein nur den Rathschlä-
„gen des Kaysers Kraft ertheilt, hegt sehr
„große und weitläuftige Pläne unter dem
„Beystande einer spanischen Flotte, die jetzt
„bey Dünkirchen versammelt ist, nicht allein
„gegen unsere Seemacht, sondern auch ge-
„gen unser Land. Ist es nicht vortheilhaf-
„ter, die Gefahr auf fremden Boden zu
„versetzen, als sie im Vaterlande zu erwar-
„ten? — Da die Herrschsucht der Menschen
„mit der Größe des Erlangten immer steigt
„und eine Macht, welche durch Usurpation
„sich vergrößert, immer mehr um sich greift,
„so ist unsere Bezwingung eine nur aufge-
„schobene, nicht aufgehobene Sache (—eigne
„Worte: res protracta sed non sublata).
„Ein König, der keine persönliche Belei-
„digungen kennt, muß diejenigen nicht ge-

„duldig ertragen, welche seinem Volke zu„gefügt werden. Es ist der kriegerischen „Ehre des schwedischen Namens zuwider, „die Anfälle der kayserlichen Truppen in „Pohlen furchtsam zu dulden, ohne sie zu „erwiedern. Ganz Europa hat seine Blicke „auf diese Feindseligkeiten und auf so man„nigfache Beleidigungen 'gerichtet, welche „uns des Namens unserer Väter unwürdig „machten, wenn wir sie so ungerächt hin„gehen ließen. Was mich betrifft, so habe „ich an eurer Spitze in meinen bisherigen „Feldzügen hinlänglich kriegerischen Ruhm „erworben. Ich könnte von nun an zu „Hause den Arbeiten des Friedens mich für „den Rest meiner Tage widmen, und doch „als kein unbedeutender Krieger in der Ge„schichte eine Stelle verdienen. Es ist euer „Wohl, dasjenige eurer Nachkommen, es „ist die Existenz meines Reichs, welche mich „zu gegenwärtigem Kriege treibt. — Ihr „müßt nicht wähnen, ich sehe nicht die „Schwierigkeiten, die Gefahren, die Dauer „und die mannigfachen Uebel eines so großen „Unternehmens vorher. Ich habe auch die

„große Macht des Hauses Oesterreich hinläng„lich erwogen. Gesetzt aber, wir wären zum „Untergange bestimmt, so ist es immer groß, „nur gegen das Schicksal kämpfend, zu un„terliegen. Ich bin aber weit entfernt, ein „solches Unglück zu fürchten. Ich bin be„rechtigt, eine weniger traurige Zukunft zu „hoffen. Ich habe Bundesgenossen im Rei„che, die nur meine Ankunft erwarten, um „sich für mich zu erklären. Das Restitu„tions-Edikt hat alle protestantische Fürsten „empört. Ich erfahre, daß die Armee des „Wallenstein vom Raube lebt. Die meinige, „obgleich die schwedischen Einkünfte nicht „beträchtlich sind, wird pünktlich bezahlt. „Selbst die katholischen Fürsten bereuen den „Beystand, den sie zu ihrer Unterjochung „dem Kayser geleistet haben. Der Herzog „von Bayern, das Haupt der katholischen „Ligue, ist nur durch das Versprechen des „Besitzes der Oberpfalz und der Kurwürde zu „einem Bunde mit Oesterreich bewogen wor„den. Er kennt die gemeinschaftliche Gefahr, „da er seinen persönlichen Vortheil erreicht „hat. Der Uebermuth des stolzen Wallenstein

„empört alle Fürsten. Sollte es wohl so
„schwer seyn, einen Thron zu erschüttern,
„der nicht auf Gerechtigkeit seine Macht
„gründet, und dessen glückliche Usurpationen
„den Talenten eines einzigen Heerführers
„zuzuschreiben sind. Dieser Wallenstein über-
„dem hat vielleicht seinen unkriegerischen
„Gegnern einen großen Theil seines Ruhms
„nur zu danken, und schon wird er seinem
„schwachen Monarchen verdächtig, welcher
„mehr Vertrauen in die listigen Rathschläge
„der Priester setzt, deren Unterthan er ist,
„als in die Siege seiner Feldherren, die das
„Gefühl seiner Schwäche ihn so gar, wenn
„sie ihm nützlich sind, mit einer neidischen
„Unruhe betrachten läßt. Wir sind übrigens
„im Besitz sehr wichtiger Verbesserungen im
„Kriegssache, welche unseren Feinden unbe-
„kannt sind, und das Neue besiegt die Men-
„schen selbst, wenn es nicht das Beste seyn
„sollte. Im schlimmsten Fall ist mein Rück-
„zug immer sicher, weil dem Feinde eine
„Flotte mangelt, ihn abzuschneiden. Lesley
„ist schon in Stralsund, und er wird sich
„der Insel Rügen bemeistern. Nie soll es

„meinen tapfern Truppen an Unterhalt feh-
„len, sollte er auch über See aus Schwe-
„den herbeygeschafft werden. Ich setze ein
„großes Vertrauen in die Mäßigkeit, Spar-
„samkeit und Tugend meiner Soldaten; da
„hingegen die Feinde durch Schwelgerey,
„Raub und Wollust entnervt sind. Ich
„werde jedoch einen so wichtigen Entschluß
„durch die Stände meines Reichs prüfen
„lassen, weil ich die Beystimmung meines
„treuen Volks über alles schätze, und mir
„die Wünsche desselben zum glücklichen Er-
„folg nothwendig scheinen. Sollte ich auf
„dem Schlachtfelde mein Grab finden, so
„verlasse ich die Welt mit der festen Ueber-
„zeugung, daß die Vorsehung meine Unter-
„thanen unterstützen wird, weil sie treu
„und tugendhaft sind. Meine Minister,
„Feldherren und Reichsräthe werden dann
„ihre Pflichten gegen meine Tochter und
„gegen das Volk genau und eifrig erfüllen,
„weil sie mich verehrten und ihr Vaterland
„lieben." — — —

Affäre bey Maxen,

geschildert vom Grafen Montazet, französischen Aufseher bey der Daunischen Armee und französischen Generallieutenant.

Aus den bisher unbekannten Memoires de Montazet, übersetzt vom Verfasser des Geistes u. s. w. mit einigen Anmerkungen des letztern.

Erst am 13ten November erfuhr der Marschall, daß der König zum Prinz Heinrich gestoßen sey, daß 18000 Mann nach Freyberg marschirt wären, und daß er unterweges ein österreichisches Korps zurückwarf, welches zu Nossen stand. Auf diese Nachricht zog der Marschall sich noch näher an Dresden, um nicht mit diesem Platz seine Kommunikation zu verlieren, damit er ferner die Detaschirungen nach Böhmen verhindern könnte, welche der Posten bey Freyberg erleichterte. Der Prinz von Zweibrück

besetzte mit Reichstruppen den Posten von Dippoldiswalda, welche ihn bey Annäherung einiger preußischen Husaren verließen. Nichts war trauriger für den Marschall. Die Truppen selbst seufzten nach den Winterquartieren. Sie waren niedergeschlagen und muthlos.

(Anmerk. Hieraus kann man die Größe des Erfolgs und die Leichtigkeit der Ausführung schließen, wenn Friedrich der Große die Operationen versucht hätte, welche wir in diesen Anmerkungen andeuten wollen.)

Die österreichische Armee war damals zu Plauen. Marschall Daun wollte erst 18000 Mann nach Dippoldiswalda schicken; da aber der Prinz von Zweibrück ihn benachrichtigte, daß General Finck zu Maxen sey, so beorderte der General sogleich den Herrn von Brentano den Feind davon zu vertreiben. Die Schwäche seines Korps und die Güte der Position des Feindes nöthigten den österreichischen Officier sich zurück zu ziehn, ohne seinen Auftrag zu erfüllen.

Die Herren von Lascy und Montazet, welche urtheilten, daß der Marsch des Kö-

nigs nach Maxen unbesonnen sey, verdoppelten ihre Bitten beym Marschall Daun, daß er doch ein stärkeres Korps dorthin schicken möchte. Sie mußten unaufhörlich seine natürliche Langsamkeit anreizen. Dann und wann gelang es ihnen; allein wie Herr von Montazet sich ausdrückt, so hatten ihre Worte die Wirkung der Tropfen von La Motte auf paralytische Personen: sie erweckten auf kurze Augenblicke einige Thätigkeit, worauf aber nur eine desto vollständigere Lethargie folgte.

Zu ihrer Zufriedenheit wurde jedoch das preußische Korps bey Maxen, welches auf der Kommunikation mit Böhmen stand, angegriffen. Es bestand aus achtzehn Bataillonen und neun und dreyßig Schwadronen unter den Generalen Finck, Wunsch und Rebentisch, Favoriten des Königs von Preußen.

Das Treffen dauerte bis zur Nacht. Die Heere brachten diese in Schlachtordnung in der Entfernung von 500 Schritten zu. Der Prinz von Ligne erzählt, daß General Lascy ihn scherzhaft fragte, zu welcher Stunde er

wolle, daß die Feinde sich ergeben sollten?

Am 21. bey Tagesanbruch als die Oesterreicher anfiengen zu feuern, erschien Herr von Rebentisch von Seiten des General Finck und verlangte eine Unterredung mit Marschall Daun. Die Unterhandlung wurde dem Herrn von Lascy aufgetragen und in weniger als einer halben Stunde wurde beschlossen, daß alle übrig bleibende Preußen Kriegesgefangene seyn sollten. Der Morgen wurde damit zugebracht, eine Armee im freyen Felde zu entwaffnen. Dieser Sieg war den guten Dispositionen zuzuschreiben, ferner der Tapferkeit der Truppen, der Schnelligkeit mit welcher sie die Preußen drängten, dem Feuer und den Manövern der Artillerie, welche heutiges Tages den Gewinn der Schlachten entscheidet.

(Anmerk. Ein sehr aufrichtiges Geständniß, welches dem Bayonett nicht das Wort redet. In der That ist noch in unsern Tagen die Schlacht bey Austerlitz blos durch die Artillerie gewonnen worden, welche von einer Höhe herab auf die an

einen Morast gedrängten Russen mit Wirkung feuerte.)

Der Verlust der Preußen war ganz ausserordentlich in jeder Rücksicht. Man nahm ihnen siebenzig Kanonen, 44 Munitionswagen, Pauken, Fahnen, Bagage, neun Generale, 20 Bataillone und 36 Schwadrone, zusammen 19000 Mann nach den Listen, welche bey den Generalen gefunden wurden. Herr von Montazet, der sehr vielen Antheil an dem Siege hatte, schickte Herrn von Galibert seinen Adjutanten nach seinem Hofe, die Neuigkeit zu überbringen.

(Anmerk. Es entsteht die Frage: konnte General Finck sich durchschlagen? Man wird sie wahrscheinlich mit Nein beantworten, wenn man bedenkt, daß er bey Plauen wieder herauskommen mußte, um zum Könige zu gelangen, daß er gleichsam mit einer stumpfen Waffe den Leib des Feindes durchrennen mußte; denn giebt es, so wie die Infanterie jetzt bewaffnet ist, eine feste kompakte Stellung, welche alles darniedertritt, und die Flanken-Angriffe nicht scheuet? Die-

ser Körper flattert und wird daher leicht zerstreuet. Daß General Finck rechts-umkehrt machen und nach Böhmen gehen konnte, da er doch einmal kapituliren mußte, ist an einem andern Orte gesagt worden.)

Es ist wahrscheinlich, daß der König von Preußen, dem die Unglücksfälle gewöhnlich sehr übele Laune verursachten, sehr viel davon empfand, als er diese Nachricht erfuhr. Den ersten Brief, den er indeß am 23ten von Wilsdruff an Herrn von Finck schrieb, ist doch sehr gemäßigt. Er sagt darin, es sey bis dahin unerhört, daß ein preußisches Korps vor dem Feinde die Waffen niederlegte; man habe sogar davon nie einen Begriff haben können. „Ich suspendire indeß „mein Urtheil über diese Sache, weil die „Umstände mir noch nicht bekannt sind." Vielleicht wäre dieser Monarch nicht so gemäßigt gewesen, wenn er nicht gefühlt hätte, daß er allein die Fehler verursachte, welche diesen Unglücksfall herbeyführten.

Herr von Finck seinerseits sagte zu den österreichischen Generalen: „Ich würde heute

„nicht bey ihnen seyn, meine Herren, wenn „der König meine Vorstellungen hätte an„hören wollen, als er mir befahl, die Po„sitionen von Dohna und Maxen zu neh„men. Er hat mir geantwortet: die Oester„reicher denken nur daran, sich nach Böh„men zurückzuziehen. Sie sind schon dahin „auf den Marsch. Es mangeln ihnen die „Lebensmittel, und durch diese Position „wird er ihnen diejenigen abschneiden, welche „sie täglich aus ihrem Lande erhalten; oder „wenigstens wird er sie ihnen viel seltener „machen durch die Schwierigkeit sie zu be„kommen."

(Anmerk. Ueber diese Rede des großen Friedrichs sey es mir erlaubt zu bemerken, daß diese Position als ganz in dem Rükken des Feindes nicht allein die Lebensmittel abschnitt, sondern auch den Rückzug unmöglich machte. Wer zu viel beweißt, beweißt nichts, läßt sich auf sie anwenden. Der große Friedrich handelte also hier nicht, wie es scheint, nach dem Gesetz des kleinsten Aufwandes. Wollte er die österreichische Armee nicht ver-

nichten, nach einer Theorie, die Guibert in seinem Werke lehrt und Napoleon in seinen Feldzügen ausgeführt hat, so war die Position von Maxen die schlechteste von allen möglichen.)

Dem Könige also muß man den einzigen Fehler zuschreiben, welcher während diesem Feldzuge bey der Armee des Prinzen Heinrich gemacht wurde, der weiser und kälter, schon für geschickter in der Kriegskunst, als sein Bruder, gehalten wurde.

(Anmerk. Ich wage es nicht gleicher Meinung zu seyn. Der Krieg des Prinzen Heinrich konnte nie zu solchen Resultaten führen, wie diejenigen, welche Friedrich bey vielen seiner Bewegungen beabsichtete. Wenn Heinrich solche Zwecke sich vorgesetzt hätte, dann würde man in der Wahl der Mittel gesehen haben, ob er ein größerer Feldherr war, als sein königlicher Bruder. So aber beschränkte er sich auf die Deckung von Sachsen gegen Feinde, die unter der Mittelmäßigkeit standen.)

Wenn nach Absendung des Korps nach

Maxen der König gegen die österreichische Armee eine Bewegung machte, so würde jenes Korps dem Angriffe und seinem Unglück entgangen seyn. Allein nach dem ersten Fehler begieng jener Monarch den zweyten, daß er in der Gegend von Wilsdruff ruhig blieb.

Man muß indeß gestehen, daß General Finck unverzeihliche Fehler in Ausübung der Befehle des Königs machte. Seine Dispositionen waren schlecht, und er schlug sich matt, obgleich die Zahl seiner Truppen und die Natur des Terrains ihm noch erlaubten, sich wohl zu vertheidigen.

(Anmerk. Wenn der König mit seiner ganzen Armee nach Maxen marschirt wäre, welche Bewegung er verbergen konnte, da der Graf Montazet gesteht, man habe nicht gewußt, was bey der preußischen Armee vorgehe; wenn er dann plötzlich von hinten einen Angriff mit ganzer Macht gethan hätte, so ist es gewiß, oder alle psychologische Muthmaßungen müßten trügen, daß er die Armee des Marschall Daun eben

so vernichtet hätte, wie Napoleon die österreichische Armee bey Ulm. Die Oesterreicher hätten sich nach Dresden hineingeworfen, und dann nach der Lausitz, wenn sie nicht in Dresden eingeschlossen wurden. In beyden Fällen wurden sie aufgerieben und Friedrich gieng nach Wien. Wenn der König von vorne angriff, während Finck von hinten, so würde wegen der verhältnißmäßigen Schwäche des Finckschen Korps, obgleich 20,000 Mann stark, der Erfolg nicht allein viel schwächer, sondern auch sogar vielleicht immer die Gefangennehmung des Finckschen Korps, eben weil die Oesterreicher nicht retiriren konnten, gewesen seyn; denn sie mußten auf ihrer Flucht den General Finck aus Verzweiflung zu Grunde richten. Wer hinten angreift, muß die Hauptsache hinten hinbringen.

Dürfen Kanonen verloren gehen? —

Nach deutschen Systemen erhielt der Officier, der dem Staate eine Batterie rettet, oder vielmehr zur rechten Zeit aus dem Gedränge führt, nicht selten großes Lob, ja auch zuweilen den Orden, und derjenige, dem der Feind seine Kanonen wegnimmt, riskirt, in der Regel, Ehre und Reputation, auch wohl den Gang nach der Festung! — Dies müssen offenbar zwey Extreme seyn, denn Ursache und Wirkung begreifen so ziemlich Ultimate in sich. Extreme taugen aber nie etwas und finden ihre Stelle einzig und allein in der Mathematik, wo man sich auf sie einschränkt, um alle Zwischenfälle mit einzuschließen; am allerwenigsten taugen sie aber für den Krieg, der trotz aller Systemen, großen und kleinen Hand-

und Taschenbüchern, doch nur zu oft dem Officiere Gelegenheit giebt, sich der Leitung seines gesunden Menschenverstandes und seiner fünf Sinne überlassen zu müssen.

Sollte nun hierbey kein Mittelweg liegen? Sollte der Gesichtspunkt nicht näher und deutlicher zu bestimmen seyn, wo der Richter Ehre und Schande nach dem Gewinne oder Verluste einiger Kanonen abwiegt? — Ich dächte, es verlohnte sich wohl der Mühe, dieses etwas näher zu beleuchten.

Unpartheischer Leser von Ehre! greife in deinen Busen und sage: Wie lange wirst du den Angriff einer entschlossenen feindlichen Kavallerie aushalten? Wirst du nicht — im Bewußtseyn, daß dein Loos auf der einen Seite ungewisse Ehre, auf der anderen aber unausbleibliche Schande ist — wirst du nicht schon früher auf deinen Rückzug denken, ehe dein Spiel einmal aus dem Sicheren ins Wagende übergieng? Wirst du mit diesem Bewußtseyn in der Brust dich je dem aussetzen, daß hier eine Möglichkeit, dein Geschütz zu verlieren, zur Wahr-

scheinlichkeit und diese wiederum zur Gewißheit übergehen könnte? — Sey gerecht, sey billig! und antworte — Nein!

Warum lehrt ihr nun euren Burschen das Kartetschenfeuer Auge in Auge mit dem Feinde? Warum pralt ihr in euren Schießtabellen mit der Richtung auf 300 Schritt? — Ist Einer unter euch, der sich des Gefühls bewußt ist, jemals in offener Feldschlacht so lange mit Vorsatz ausgehalten haben, bis Möglichkeit mit Unmöglichkeit seine Geschütze zu retten, zusammenfiel; hat Einer unter euch jemals die beyden Extreme nach ihren Folgen erwogen und ist dennoch geblieben, so werfe er den ersten Stein auf mich! Und wollt ihr mich dann richten, so werft erst allen Eigendünkel, alle Pralsucht, allen hochtrabenden Enthusiasmus — der oft durch eine einzige feindliche Kugel gekühlt wird — von euch; ist diese Schaale abgeworfen, dann mag der Kern mich richten!

Es scheint, als wäre es den Franzosen von jeher vorbehalten gewesen, uns in Rücksicht dessen, was sich auf den Krieg bezieht, voranzugehen und die Scenen bey Rosbach

werden nach gerade abgenutzt, um sie noch länger dem Lichte einer großen Nation zum Schatten dienen zu lassen. Nach jener für deutsche Truppen so glorreichen Epoche ist zwar auch noch viel genug gethan, aber doch fast noch mehr gesprochen und systematisirt worden; zugegeben, daß es die Franzosen noch weniger an schönen Worten fehlen ließen, so lehrt doch die Geschichte ihrer neueren Kriege, daß die That ihren Worten auf dem Fuße gefolgt ist. Sind es denn andre Menschen geworden? Kann der Geist eines Einzigen Millionen gleich umschmelzen? Nein, der Grund liegt näher:

Sie fliegen in der Kriegskunst da, wo wir mühsam schreiten; sie stehen nie still, ihre Kriege sind ein ewiges Fortschreiten in der Kunst den Krieg zu führen, weil sie

fern von Vorurtheilen sind!

Sie opfern (wenn man es doch so nennen will) mit lachendem Muthe zwanzig, ja hundert metallene Röhre auf, aber sie haben vorher ihre Rolle bis zum letzten Augenblicke, wo die Sache erst eine ernstliche

Wendung nimmt, fortgespielt, und wenn wir der Tapferkeit weichen, so weichen sie der Tollkühnheit. Warum? weil sie dreist genug sind, ein Geschütz an ein Menschenleben zu setzen; weil sie das Geschütz als den Mittler betrachten, das sich hinlänglich bezahlt gemacht hat, wenn es Hundert seiner Feinde erlegte. (Und was sind hundert Mann auf drey Kartätschenschüsse Auge in Auge mit dem Feinde?) Sie führen ihre Nägel zum Geschützvernageln nicht bloß pro forma mit sich; sie fliehen mit Menschen, Pferden und Ladezeug und überlassen gern einem tollkühnen Feinde die Ehre, hundert leblose Röhre mit dem Blute von Tausenden seiner Brüder erkauft zu haben. Aber hier ist das Spiel noch nicht zu Ende. — Wird es nicht leicht seyn, einem Feinde, der durch Eroberung von Geschützen — die im ganzen Sinne des Worts bis auf den letzten Mann ausgehalten haben — ermattet und geschwächt ist, wird es nicht leicht seyn, solch einem ohnmächtig gewordenen Feinde das Geschütz mit einer gutgeschonten Reserve wieder abzujagen? Tritt

auch dieser Fall unter zehn nur einmal ein, was ist dann verloren? — Dem Feinde ist die theuer erkaufte Aussicht auf ein buntes Regimentssiegel vereitelt und sie — lassen hundert Zündlöcher ausbohren! — —

Jede, auch noch so gute, Einrichtung ist Mißbräuchen unterworfen, also auch diese. Ist aber Schande der Lohn für überhaupt verlassene Kanonen, so laßt lieber Todt den Lohn für zu früh verlassene Geschütze seyn; aber stoßt den Mann nicht aus eurer Mitte, der im ungleichen Kampfe der Unmöglichkeit wich, und dessen Fall durch rauchende Blutströme seiner Feinde bezeichnet ist.

Doch Schande und Fluch dem Officiere, der nach unserer deutschen Organisation so handeln kann! Er ist mit seinen Körper- und Geisteskräften dem Systeme seines Herrn unterworfen, und wenn nicht die bloße That bestraft zu werden verdient, so muß doch dabey die Willkühr geahndet werden, die sich der Officier nie zu Schulden lassen kommen darf. Aber der Staat sollte die Besiegung dieses Vorur-

theils sanctioniren; er sollte den Wahlspruch: Ultima Ratio Regis etwas mildern und ein Gesetz aufheben, was vielleicht seinen Werth hatte, wo der Preis der Kanonen noch höher als der der Menschen galt; — nur der Staat kann in einem so kitzlichen Falle den Ausschlag geben, und der Untergeordnete darf bis dahin nur glauben und nicht sehen.

Was aber ließe sich von dir, deutscher Soldat, der du warlich dem Felsen im Meere verglichen zu werden verdienst, was ließe sich von dir nicht erwarten, wenn du mit angeborner, eiserner Standhaftigkeit, kaltblütig dein Geschütz so lange bedienst und tausendfachen Tod unter die Reihen der Stürmenden schleuderst; wenn du auch dann noch aushältst, wenn das wogende Geschwirre der anstürzenden Kavallerie näher und näher kommt; wenn grade in diesem entscheidenden Augenblicke, wo jede deiner Kugeln ihren Mann sicher trifft, deine Besonnenheit der Tollkühnheit deiner Feinde die Waage hält! Wäre dann wohl der Verlust einer Batterie nur der Rede werth,

ihrer unermeßlichen Wirkung gleich gesetzt zu werden? Du wirst dich mit dem Ladezeuge in der Hand auf dein unermüdetes Pferd setzen (denn von einer andern, als von der reitenden Artillerie, kann hier freilich nicht die Rede seyn) und giebst dein Geschütz einem Feinde Preis, der mit Funfzig von Hundert die Ehre erkauft hat, es zu nichts — wenigstens für den Augenblick — brauchen zu können.

Wer wollte es wagen über dich den Stab zu brechen? Wo liegt hier ein Motiv zur Schande? —

Jetzt setzest du die Wahrscheinlichkeit daran, und nimmst einem erschöpften Feinde, der auf keuchenden Pferden mühsam seine geschmolzenen Glieder sammelt, den frechen Raub mit einer Handvoll kernfester Brüder wieder ab, und lösest so ein Kapital mit Wucher ein, das nutz- und zwecklos einen Augenblick in seinen Händen entweihet war.

Aber der Staat müßte deine Schritte sanctionirt haben!

Nutzanwendung.

Batterieen zu stürmen und zu vertheidigen, war — ohne Ruhmredigkeit — von jeher den preußischen Truppen eigen. Gesellte sich nun zu diesem für Ewigkeiten gegründeten Rufe der zweyte, daß der preussische Artillerist nur dann erst sein Geschütz verläßt, wenn er das Weiße im Auge seines Feindes erblickt, und daß er es bis dahin mit der höchsten Besonnenheit wie auf dem Exercierplatz bedient (dies wird von allen andern Waffen der Artillerie am leichtesten); erprobte sich dieser Ruf nur durch zwey Beyspiele voll Energie: so würde eine preußische Batterie bald zum Koloß werden, der außer seiner individuellen Stärke für unbezwingbar gehalten werden müßte, weil die Ueberzeugung vom Daseyn jenes sprechenden Grundsatzes sich zur Ueberzeugung von der Unmöglichkeit gatten würde; und bald müßte man es mit unter die militairischen Ungereimtheiten halten, preußische Batterien erobern zu wollen.

— ck —

Ueber
die Verbesserung des Rekognoscirens.

Das geographische Rekognosciren, (welches eine genauere Kunde der Gegenden, in denen ein Heer operiren will, verschaffen soll, als auch die besten Specialkarten gewähren) hat zeither durch das Weiterdringen im Gebiet mehrerer dazu gehörigen Hülfswissenschaften einen höheren Grad der Vollkommenheit erreicht als ehedem. Der verstorbene preußische Ingenieurmajor von Müller eignete sich hier bekanntlich ein wesentliches Verdienst zu, welches dem militärischen Publikum seine nachgelassenen Schriften, die nächstens im Frölichschen Verlage zu Berlin

erscheinen, bezeugen werden. *) Es besteht hauptsächlich darin, daß er in der physikalischen Erdkunde Grundsätze aufsuchte, die bey Beurtheilungen des Terrains im Allgemeinen leiten können. Dahin gehört die Lehre von den Gebirgshängen, dem Wasserzuge, der Spühlung u. s. w. Mit den daraus geschöpften Begriffen (und, versteht sich, nach hinlänglicher praktischer Uebung) wird ein Offizier auch in kurzer Zeit in Stand gesetzt, dem General, der ihn sandte, eine vollständige militärisch-geographische Skizze eines Terrains von mehreren Quadratmeilen zu liefern. Eben so werden die Positionen, die Kolonnenwege u. s. w., vermöge dieser Hülfsmittel, rascher aufgesucht seyn.

Davon sey aber hier nicht die Rede, sondern vom Rekognosciren des Feindes, seiner Stellung, seiner Bewegungen nach.

Die unendliche Wichtigkeit dieses Gegenstandes leuchtet ein, und man besitzt auch

---

*) Denen Officiers, welche bey ihm die Wintervorlesungen hörten, die während eines Zeitraums von 16 Jahren ihn beschäftigten, ist es bereits bekannt.

eine große Menge von Winken über das Verfahren rekognoscirender Personen: wie sie einzelne Reiter voransenden, andere zum Absuchen vermutheter Hinterhaltspunkte gebrauchen, selbst möglich nahe an den Feind schleichen, und ihn unerkannt beobachten sollen; wie man die Höhen, Thürme, Schlösser, benutzen, und mit Fernröhren versehen seyn müsse; wie es mit Visitation der Dörfer, Wälder, Defileen u. s. w. zu halten sey. — Eben so ist das hiermit genau zusammenhängende System der Sicherstellung der Läger, durch weit vorgeschobene Avertissementsposten, Patrollen, Vedettenketten, Bereitschaften, bis in sehr genaue Details ausgebildet. Bey dem allen zeigt die Geschichte neuerer Feldzüge verschiedene Fälle an, wo die Feldherren von den feindlichen Bewegungen in der Nähe schlecht unterrichtet waren, und mögen gleich unmittelbare Ueberfälle (wie einige im siebenjährigen Kriege) seltner werden, so wird man wenigstens häufig in dem Grade überrascht, daß die Zeit zu vollständigen Vorkehrungen wider des Gegners Absicht zu kurz wird.

Wie übel war z. B. Mack bey Ulm berathen, obgleich den österreichischen Husaren das Lob gebührt, zu rekognoscirenden Patrollen vorzüglich geeignet zu seyn.

Das zeigt an, diese Wissenschaft (oder Kunst, — wie man es nennen will) müsse nach höherer Vollkommenheit streben.

Leicht ist sie überhaupt nicht. Sie muß besonders unaufhörlich den Kampf mit zwey Hautschwierigkeiten eingehen: mit allem was maskirtes Terrain heißt, und mit der Nacht. Letztere wirkt jetzt weit mehr entgegen als sonst, da der Winterkrieg immer gewöhnlicher wird.

Indeß ist das Vervollkommnen jeder Wissenschaft Kampf, so wie das ganze Leben, und die kleineren Siege des Genies setzen die allgemeine Fortschreitung der Menschheit zusammen. Zu vervollkommnen ist alles; die Gränze unserer Entwickelungen kennen wir nicht. Daß aber in der deutschen Kriegskunst so wenig verbessert wird, macht, daß die vaterländischen Heere zu sehr in sich geschlossene Korporationen sind. Nicht gern blickt der Soldat aus seiner Sphäre in ein

fremdes Gebiet, sonst würde sich ihm manches Brauchbare aus sonst heterogenen Wissenschaften darstellen. In Frankreich hingegen, wo die Revolution Gelehrte und Künstler jeder Gattung zu den Waffen rief, ward das Geschäft des Krieges vielseitiger behandelt, und gewann dadurch einen mächtigen Vorsprung. Doch sollte man vermuthen, es müßte noch weit mehr geschehen seyn; aber die Neu-Franken fanden schon in der ersten Anstrengung, welche die Noth aufdrang (sie bestand fast nur im Wegwerfen der Vorurtheile, was aber schon ein negatives kühnes Aufstreben wird) den Sieg so leicht bey ihren, troß der harten Strafen, aufklärungsträgen Feinden, daß es ihnen nicht weiter nöthig schien, noch beträchtliche neue Mühe anzuwenden.

Dagegen sollte man in Deutschland (nämlich dem beau reste dieses einst so stattlichen Körpers) doppelt, zehnfach, ja hundertfach streben, wo es irgend eine Kraft zu erhöhen gibt.

Diese Tendenz allgemein, recht allgemein gemacht, könnte doch vielleicht selbst jetzt

noch Rettung gewähren. Der Leser schüttelt ohne Zweifel den Kopf, doch dringe er nur recht genau in den eben ausgesprochenen Begriff ein; er umfaßt wahrlich nicht wenig. —

Ich gebe, um mein winziges Scherflein zu diesem hypothetischen Streben (denn wirklich wird doch nichts daraus) zu liefern, hierbey den Grundriß eines Korps, welches ausschließlich für das Rekognoscirungsgeschäft *)

---

*) Freunde der Sprachreinheit könnten diese Leute Späher nennen, ob zwar das Wort zu nahe an Kundschafter oder Spion liegt. Freylich ist jeder Rekognoscirende ein bewaffneter Spion. Ueberhaupt ist es sonderbar, daß die verständigsten, verschmitztesten Kriegsinstrumente so im schimpflichen Geruch stehen. Es kommt bloß daher, weil man sie ihrer Gefährlichkeit halber mit dem Strange beehrt. Dagegen brauchen die Cäsaren u. s. w. sie gar gern, und oft hat wahrlich so ein armer Teufel, der vielleicht vier Wochen darauf am Galgen hing, manches Blatt in einen Lorbeerkranz gewunden. — Genug, Späher mögen diese neuprojektirten Truppen heißen. Was kommt auf die genaue Bestimmtheit im Titel an. Haben wir doch Grenadiere, die in ihrem Leben das Ding nicht sahen, wonach sie benannt sind, ungepanzerte Kürassiere u. s. w.

errichtet wäre; eine Maasregel, die sich als sehr heilsam empfiehlt.

Das Korps ist, wie man erwarten kann, beritten, und nach Größe des Heers, welches einen Feldzug besteht, (auch der Gegenden, in welchen operirt wird) befinden sich davon drey, vier, oder mehrere Eskadrons im Hauptquartier und wo es sonst nöthig ist.

Eine Eskadron besteht in vier Officieren, die aus den unterrichtetsten erfahrensten Ingenieuren genommen werden. Nebst gründlicher Wissenschaft gehört ein gesunder kräftiger Körperbau zu den Bedingungen, unter welchen jemand hier angestellt wird. Die Officiere brauchen aber hier nicht nothwendig ihre Laufbahn fortzusetzen; wer fröstelnd, engbrüstig, schwachsichtig wird, taugt nicht mehr, demungeachtet kann er an andern Stellen, besonders in Festungen, noch sehr valide seyn.

Jeder dieser Officiere muß fähig seyn, einen ächt-kriegeskünstlerischen Rapport zu machen. Was das heißt weiß der Leser; ein solcher Rapport ist oft die halbe Disposition.

Nächstdem zählt die Eskadron zwanzig reitende Jäger. Junge rasche Leute, mit Jagd- und Forstwissenschaft so vertraut, als mit der Terrainlehre im militärischen Bezug. Feldmessen mit Instrumenten, um in dem nach coup d'oeil Fertigkeit zu geben, versteht sich von selbst. Vor allem aber Uebung im Abschätzen der Distanzen, eine Kunst, von der viel geredet wird, die man aber selten vollzogen sieht. Es wird ein ausführlicher Lehrplan hierzu entworfen. Grünes und reifes Getreide, hohe Waldung und Gestrüppe, Herbst- und Frühjahrslandschaft, feuchte und trockne Temperatur, Wind und Nebel, Schnee, Regen, Thauluft, Sonnenstand, Dämmerung, Mondlicht, und endlich dunkle Nacht — alles das ändert die Ansicht ab, aber dennoch dem Irrthum auszuweichen und der Wahrheit zu nahen, heißt hier das Ziel. Ernster Angriff der Sache wird bald Virtuosen erzeugen.

Sie mögen, außer Pistolen und Säbel, allenfalls eine leichte Büchse führen. Auch steigen sie in Gebirgen, oder wo es sonst erforderlich wird, ab, und setzen ihre Be-

obachtungen von Berggipfeln, hohen Gebäuden u. s. w. fort. Jeder ist mit einem guten Fernrohre bewaffnet, mit dessen Eigenschaft er so umgänglich bekannt seyn muß, als der Reuter mit dem Pferde, der Schütze mit der Flinte.

Er muß auch ein deutlicher Berichterstatter heißen, wenn schon nicht in dem Grade wie sein Officier. Damit er dabey verständige Schlüsse machen kann, von dem was er entdeckt, auf das was wohl da verborgen seyn mag, muß er (was gar nicht einmal erst erwähnt zu werden braucht) in allen übrigen Zweigen der Kriegswissenschaften auch nicht fremd seyn. *) Gute Unterrichts-Anstalten gehören daher vor allen Dingen zu diesem Korps, wo man ja tief, nicht breit lehren muß, um den Schülern viel beyzubringen.

Endlich gehören zur Eskadron hundert gemeine Reiter. Ihr Geschäft ist Unterstü-

---

*) Ein guter Husaren-Unterofficier schließt schon von entdeckten Seitenpatrollen, auf die wahrscheinlich dahinter marschirenden Kolonnen, und der Richtung ihres Weges, zählt die nächtlichen Lagerfeuer, rc.

zung der Officiere und Jäger, nur im Nothfall Bedeckung, wozu man immer noch die gewöhnlichen Reiter-Kommando's mitgeben kann. Damit sie aber erstere gehörig zu vollziehen im Stande sind, gebührt ihnen allerdings auch wenigstens so viel Unterricht, als jetzt etwa ein Bombardier empfängt. Sie führen außer der übrigen Bewaffnung eine Pike; der Grund davon folgt bald.

Das ganze Korps muß schnelle und die Fatigue ertragende Pferde reiten, worunter kein Schimmel seyn darf. Auch muß an der Kleidung alles beseitigt werden, was in der Ferne leuchtet; kein weißer Riem, kein weißer Mantel, oder nur Federbusch. Grün oder grau sind die passendsten Farben.

Ohne Streit wird man einräumen, daß wenn einer Verrichtung ausschließlich Individuen gewidmet, und diese mit raffinirter Sorgfalt gebildet werden, jene dadurch schon an Vollkommenheit gewinnen muß. Doch dieser Plan dehnt sich weiter aus.

Vorerst soll nach ihm die Telegraphie mit dem Rekognosciren (Spähen) verbunden werden. Wie kostbar die Zeit im Kriege ist,

weiß man, und Feld-Telegraphie wird in den meisten Fällen nothwendig zu ihrem Gewinnst führen müssen.

Schickt jetzt ein General Officiere auf einige Meilen weit fort, um Nachrichten über den Feind einzuziehen, so empfängt er diese erst bey der Officiere Zurückkunft. Eine Stunde früher brächte oft einen unzuberechnenden Vortheil.

Ich habe oben von Piken geredet, welche aber von einer ganz neuen Gestalt seyn müssen: ihre Länge ist etwas mehr als acht Schuh, das spitze Eisen ist rund und läuft verjüngt aus, wie bey denen der Kosaken, der Schuh ist aber mit einer immer engeren Aushöhlung versehen, über welche auswärts ein hinlänglich haltbarer Beschlag gelegt ist; der ganze Schaft muß auch stärker wie gewöhnlich seyn. Man erräth schon, daß diese Waffe noch zu einem andern Behuf als zum Gefecht dienen soll.

Ja wohl. Sechs dieser Piken werden in einander gesteckt, durch eine Feder jede an die andere befestigt, und nun richtet man sie auf (daß sie das aushalten, ist das Maaß

für die gehörige Stärke) und erhält eine Stange von funfzig Schuh Höhe.

Wie bey der preußischen Infanterie zu sechs Mann ein Gefreyter getheilt wird, bekommen sechs Ulahnen einen Telegraphisten (Fernschreiber). Dieser trägt statt einer Pike die (gewöhnlich zusammengelegten) Telegraphenflügel, die bey der Aufstellung ihren Platz auf der obersten Spitze bekommen. Sie sind von Leinewand mit dünnem Drath ausgesteift; feine gewächste Schnüre, zur Bewegung gehörig, hängen herab. Sie bestehen aus vier Flügeln, jeder einen Schuh breit und sechs lang.

Der Fernschreiber darf bloß ein Alphabet Charaktere inne und die Fertigkeit haben, alles was ihm vom Officier geboten wird, oder was der Vordermann, den er beobachtet, schreibt, genau und schnell anzuziehen. Die jedesmalige Bedeutung der Charaktere selbst braucht er gar nicht zu wissen; des Feindes halber ist es auch nützlich, daß sie jeden Tag verändert werde.

Jeder Fernschreiber muß allemal zwey Ulahnen zu Gehülfen bey sich haben, denn

so lange der Posten ausgestellt bleibt, muß auch ein Auge an dem zugetheilten Fernrohr liegen. Alle drey wechseln von Viertelstunde zu Viertelstunde ab. Der Ulahne braucht nur das Aufmerksamkeitszeichen zu kennen; wenn dies gegeben wird, ruft er den Schreiber herbey. Dieser sieht nun nach der darauf folgenden Chiffer aus, und schreibt sie nach. Dann dreht er sich um und sieht, ob sein Hintermann auch wieder richtig kopirt; eher darf er die Chiffer nicht ändern.

Sehen wir nun ein Beyspiel, welches die großen Vortheile eines solchen Korps, (dessen Glieder, wie in die Augen fällt, ja auch bey vielen anderen Gelegenheiten zu brauchen wären) einleuchtender macht.

Es sey vorausgesetzt: auf den südlichen Niederungsrändern der Spree stände ein Korps, welches aus Sachsen oder der Lausitz den Feind erwarte. Allerdings würde man eine solche Position niemals nehmen, sondern nach den Pässen vorgehen, es ist uns aber hier um eine Voraussetzung zu thun. Wir nehmen sie aus der Nähe, und da der Leser jede Spezialkarte der Mark deshalb

nachsehen kann, so ersparen wir uns eine besondere Zeichnung.

Der rechte Flügel mag zurückgebogen an dem bekannten Templower Berg lehnen, die Mitte geht über den Britzer Weg, die Rixdorfer sumpfigen Waldungen, die leicht bis ans linke Spreeufer unzugänglich gemacht werden können, nehmen die leichten Truppen auf, welche über den linken Flügel hinausstehen, der auf den nächsten Höhen des befestigten und mit einem starken Kantonnement belegten Dorfes endet. Der Britzer Wald ist verhauen. Britz, Templow, Schöneberg sind in Vertheidigung gesetzt u. s. w.

Man ist aber über die Stellung, in der man eine Schlacht erwarten will, noch nicht einig, auch sollen die näheren Umstände sie erst bestimmen. Der Feind, der, wie man weiß, in zwey Korps bey Torgau und Wittenberg die Elbe passirte, kann über Teltow, oder über Trebbin, über Zossen, selbst über Wusterhausen nahen, denn sowohl zu Wittenberg, als zu Luckau und Lübben wurden Magazine angelegt. Auch kann die Ankunft auf mehreren Wegen zugleich erfolgen.

Um zeitig benachrichtigt zu seyn, empfiehlt nun die Vorsicht, nach Sarmund, Trebbin, Zossen und Wusterhausen Avertissementsposten zu stellen, welche wieder nach Belitz, Luckenwalde, Baruth, und im Storckowschen Kreise patrolliren lassen.

Nun muß man aber in Berlin (welches wir als das Hauptquartier ansehen) den Rapport aus einem der erstgenannten Oerter abwarten, welcher doch, auch bey aller Anstrengung der Pferde, zwey bis drey Stunden ausbleibt. Eben so lange, oder länger, warten die dortigen Kommando's auf ihre Entsendeten. Dazu sind die ersten Nachrichten bis jetzt sehr unvollkommen, weil man erst bey vergewisserter Annäherung des Feindes auf diesem oder jenem Wege genauer rekognoscirt. Letzterer dringt unterdeß bald so weit vor, daß er im Abstand eines forcirten Marsches von uns steht; man ist genöthigt, die Nächte unter dem Gewehr zuzubringen, und schwebt über die Maßnehmungen des Gegners in gefährlicher Ungewißheit.

Wesentlichere, um mehrere Stunden frü-

her eingetroffene Nachrichten würden oft in Stand setzen, dem Feinde kräftiger zu begegnen, ihn in eine Schlinge zu locken, auf dem Marsch anzufallen, oder was sonst im Gebiet der Möglichkeit läge.

Nach dem Projekt, was hier in Rede steht, würde nun nach jedem der erstgenannten Orte ein Officier, vier bis fünf reitende Jäger und die dazu gehörigen Ulahnen geschickt.

Der nach Sarmund bestimmte Officier läßt nun gleich eine telegraphische Kommunikation hinter sich. Auf dem Templower Berge findet der erste Posten Platz (welchen der Befehlshaber aus dem Gebäude des Hauptquartiers beobachten läßt), auf dem Steglitzer der zweyte, auf dem Thurm von Teltow der dritte, ein anderer zwischen Neu-Beeren und Philippsthal auf einer Anhöhe, vielleicht noch einer zwischen da und Sarmund, der letzte in Sarmund selbst. *)

---

*) Man muß nämlich des Waldes halber eine Krümmung bilden. Ich bin nicht vertraut genug mit dem dortigen Terrain, um zu wissen, ob die

Die Meldung von Sarmund aus kann nun binnen wenigen Minuten zu Berlin anlangen. Die Posten müssen auch alle Viertelstunden melden; ist nichts vorgefallen, schreiben sie bloß: "nichts Neues!" So lange dieser Rapport von allen Linien richtig einläuft, darf das Lager sichere Bequemlichkeit genießen, die Leute können (wenigstens größtentheils) ruhen, und die Pferde entsattelt seyn, wogegen man jetzt häufig genöthigt ist, Menschen und Vieh durch Uebermaaß der Fatigue zu Grunde zu richten.

Der Officier in Sarmund stellt aber einen Jäger bis Belitz vor, und unterhält wieder mit dem eine Korrespondenz-Linie. Der Jäger in Belitz schickt unaufhörlich Ulahnenpatrollen vor- und seitwärts, und

---

Bruchgebüsche in der Gegend von Philippsthal die Aussicht von dem höchsten Gebäude in Sarmund nach den Höhen bey Rudow maskiren sollten. Es scheint aber nicht, da sie zu niedrig liegen. Wäre es aber, so muß, wie in allen solchen Fällen, die Korrespondenz von dem maskirten Punkt bis zum ersten freyen durch einen möglichst eilenden Reiter gebracht werden.

zieht durch Landleute, Reisende, und auf jede sich darbietende Art Nachrichten ein. Hiernach richtet sich sein Rapport an den Officier zu Sarmund, und so lange nichts Bemerkenswerthes vorfiel, unterhält die Linie ebenfalls das Nichts-Neues! Von Sarmund aus wird noch überdies eine Beobachtung auf den Potsdammer Brauhausberg gesetzt, die den Belitzer Wald fortdaurend absuchen muß, wenn gleich von Belitz nach Ferch Patrollen gehen. Sarmund sendet überdies den Trebbiner Patrollen entgegen, wie Belitz denen von Luckenwalde.

Der Officier zu Trebbin hat seine Linie vom Templower Berg (dem Centralpunkt) über Mariendorf gelegt, dann über eine Höhe zwischen Marienfelde und Mahlow, dann vielleicht nach der Dietersdorfer Windmühle. (Das obere Dach wird hier sowohl als bey Thürmen durchbrochen, der Telegraph empor hinausgesteckt, und durch seine Schnüre regiert, während die Schreiber aus Lucken beobachten. Doch müssen immer zwey Oeffnungen vorhanden seyn; da auch der Blick nach dem Hintermann

frey seyn muß, und der Befehl abzugehen, vom Hauptquartier aus, ebenfalls durch den Weg der Telegraphen gegeben wird.) Dann nach Ludwigsfelde und Wilmersdorf. Krümmungen werden auch hier wegen der Waldungen nöthig seyn, darauf kommt es aber beym Telegraphiren gar nicht an, da eine Meile Umweg vielleicht nicht den Unterschied von einer Minute macht. Die zweyte Linie, von Trebbin nach Luckenwalde, ist sehr bequem zu legen.

Von Berlin bis Zossen finden sich Höhen zur Genüge. Der Templower Berg-Posten korrespondirt mit dem zwischen dort und Buckow befindlichen. Dieser mit Buckow, so fort nach Groß-Ziethen, Selchow, Brusendorf, Mittenwalde, Zossen. Man wählt, nach Umständen, Hügel oder Thürme, und bestimmt den Zwischenraum, je nachdem die Telegraphen deutlich zu sehen sind, oder auch nach Güte der Fernröhre, die man dazu geben will. *)

---

*) Die optischen Instrumente sind nicht mehr so theuer als ehedem. Ein Fernrohr, das auf eine Meile bis

Zossen hat seinen vorgeschobenen Posten in Baruth. Bis Jachzenbrück oder Zesch wird die Telegraphenlinie wohl zu stellen seyn, dann aber unterbricht sie vermuthlich der Wald, und man muß durch Reiter rapportiren. *)

Von Berlin bis Wusterhausen stehen die Fernschreiber auf der einen Rixdorfer Windmühle, auf dem Kirchthurm zu Rudow, bey Bonsdorf oder Schönfeld, Woltersdorf, Wusterhausen.

Wusterhausen mag seinen zweyten Posten in Storkow haben.

Wie alles untereinander durch Patrollen sich begegnet, alles praktikable Terrain immerfort abgesucht wird, und man bey jedem

---

anderthalb den hier erforderlichen Dienst leistet, würde (in der Menge) nur einige Thaler kosten. Es müßten zwar bey der Eskadron so viele, als Fernschreiber, vorhanden seyn. Der Gegenstand ist aber zu wichtig, als daß die Ausgabe in Anschlag kommt. — Die Fernröhre der Jäger sind noch besser, alle aber ohne äußere Verzierungen.

*) Wenn man nicht vielleicht von den Höhen südlich von Baruth eine hinter dem Walde entdeckt.

Paß noch besondere Vedetten anstellt, das leuchtet nun dem Soldaten von selbst ein. Genug, es ist nun ein Halbzirkel von meistens mehr als sechs Meilen im Durchmesser gezogen, der beym Schwielower See anfängt, und über Belitz, Luckenwalde, Baruth, Buchholz, Storkow, bis selbst gegen Fürstenwalde geht. Die letzten Patrolleurs, die noch eine Meile über ihren Posten hinaus, oder die Verbindungslinie bereuten, finden großentheils schon in einer halben Stunde einen telegraphischen Punkt, an dem sie ihre Entdeckung abgeben können. Diese halbe Stunde mit eingerechnet, so wie etwa eine Viertelstunde, die etwa das Unterbrechen einer Waldung kostete, so hätte doch das Hauptquartier von der ersten Erscheinung des Feindes auf sechs Meilen schon in drey Viertelstunden und wenigen Minuten Bericht.

So wie nun der Feind erst ansichtig geworden ist, so müssen die besonders zum Rekognosciren angewiesenen Individuen durch Ausübung ihres Geschäfts Nutzen leisten. Der Officier des Hauptpostens geht gleich

dem Feinde selbst entgegen, indem er noch einige bey sich habende Jäger rechts und links um sich herum schleichen läßt, um über Marschdirektion, wahrscheinliche Zahl, Beschaffenheit der Truppen u. s. w. u. s. w. ausführlichere Kundschaft einzuziehen. Sie lassen immer zurückmelden; der Officier, der mit der Telegraphenlinie in Verbindung bleibt, faßt die Rapports zusammen, und läßt von Viertelstunde zu Viertelstunde das Nöthigste schreiben. Ausführlich zu Papier gebrachte Berichte werden durch Ulahnen von Posten zu Posten gebracht, welche, da die Abstände nicht weit sind, ihre Pferde wenig zu schonen brauchen. Ja, man hält von Dorf zu Dorf Wagen bereit, damit, wenn von dem Vortrapp der feindlichen Avantgarde einige Gefangene gemacht werden, (durch Hinterhalte muß man sich darum bemühen) diese gleich darauf geworfen, und unter Bedeckung ins Hauptquartier zur Erforschung geliefert werden können.

Wenn die Posten zu stark gedrängt werden, ziehen sie sich zurück, jedoch unter immer fortgesetzten Beobachtungen. Nach Um-

ständen schickt ihnen das Lager, oder die auswärts mit Kantonirungen belegten Dörfer Hülfe zu, wie auch überhaupt das sonstige Patrollen- und Piquet-System durch diese neuen Korps gar nicht aufgehoben werden darf; sie sollen nur für die Sicherheit und die frühen genauen Nachrichten weit mehr thun, als jetzt geschieht.

Angenommen, es wäre in den kürzesten Wintertagen, und es würde Abends um 4 Uhr noch auf allen Richtungen gemeldet: Nichts Neues! so weiß man im Hauptquartier: vor fünf Minuten befand sich in Sarmund, Trebbin, Zossen und Wusterhausen noch kein Feind; und vor einer viertel- bis halben Stunde noch bis über Belitz, Luckenwalde, Baruth und Storkow hinaus nicht.

Auf das vollständigste ist nun das Lager für die folgende Nacht sicher. Denn kein Heer, (auch die französischen nicht ausgenommen, deren Avantgarde noch um halb vier Uhr nicht bey einem der genannten Punkte zu sehen war,) wird im Stande seyn die Nacht durch einen Nachtmarsch bis

Berlin zurückzulegen, und sogar dann noch anzugreifen. Denn man rechnet, wie billig, bey deutschen Truppen zur Nachtzeit auf die Meile vier Stunden; französische brauchen wenigstens drey. Dann ist es ein anderes in ganzen Kolonnen, als einzeln einherzuziehen, und selbst der alleinige Fußgänger braucht in der Nacht (eine monderleuchtete ausgenommen) beynahe drey Stunden auf die deutsche Meile. Achtzehn Stunden ist das Lager also mindestens wegen Angriff außer Sorge, und dann ist es schon lange wieder Tag. Auch werden zur Nachtzeit die Posten reitend zurückmelden, und weil immer wieder ein frisches Pferd da ist, sie auch des Weges kundig sind, kommen sie hinlänglich zeitig an.

So sicher befindet man sich doch jetzt keinesweges. Denn wenn von sechs Meilen her ein Rapport anlangt, ist er gewöhnlich schon so alt, daß man die darauf folgende Nacht wenigstens mit der Hälfte der Truppen unter dem Gewehre zuzubringen Ursach hat. Und mit der Ausführlichkeit, die nach unserem Plan wird zu gewinnen seyn, dul-

det jener Rapport selten einen Vergleich. Hat sich aber der Feind schon bis auf einen forcirten Marsch genähert (d. h. vier bis drey Meilen; man kann ihn, wenn nach seiner Zurücklegung noch ein Angriff erfolgen soll, immer schon so nennen) dann hat das diesseitige Korps, durch die bis an die feindliche Vorpostenkette poußirten Telegraphisten, immer nach wenigen Minuten Kunde von jeder Bewegung.

Rapportirt sodann die Linie Abends vier Uhr: nichts Neues! hat man wenigstens sieben bis acht volle Stunden, in denen der Soldat die benöthigte Ruhe genießen kann. Jetzt muß man in solchem Fall weit besorgter seyn, und nach Umständen schon die Hälfte der Mannschaft ins Gewehr treten lassen.

Je näher der Feind kommt, je näher drängen sich auch die telegraphischen Linien zusammen.

Wir wagen aber noch mehr, und versuchen mit dem Hinderniß der Nacht zu streiten. Die Telegraphenflügel mit Lampen zu behängen, oder sie gar hohl, und durch eine Thermolampe leuchtend zu machen, würde

zu kostspielig und umständlich seyn. Gar wohl aber kann jeder Fernschreiber eine Laterne von dünnem Blech (geht Pappe in Alaunwasser getränkt, desto besser) mit einem Reverber von Spiegelglas, und einer dazu gehörigen dicken Kerze bey sich führen. Imgleichen ein Phosphorfeuerzeug, welches die Kerze schnell entzündet, um sie nicht unnützer Weise immerfort brennen zu lassen.

Der Spiegel mit dem davor befindlichen Glase wird immer rückwärts gekehrt, die dunkle Seite nach dem Feinde, damit letzterer die Posten nicht entdecken kann.

Alle viertel- oder halbe Stunden rapportirt der vorderste gewöhnlich sein: Nichts Neues! zurück. Dies geschieht durch Anzünden und einmaliges Aufheben der Laterne.

Bemerkt er etwas Verdächtiges, bleibt eine Patroll, die seitwärts abging, aus, vernimmt er Geräusch u. dgl., so hebt er sie deutlich zweymal hoch.

Sieht er sich gedrängt, und muß zurückweichen, so dreht er möglichst vorsichtig die Laterne mit dem Pferde zugleich, daß das

Dunkle immer noch dem Feinde bleibt, indem er im Wegreiten noch dreymal signalisirt, wenn es nämlich auf dem Standpunkt nicht mehr möglich war.

Bleibt ihm aber nur eine schnelle Flucht, oder ward er gar vom Feind umringt, und muß sich gefangen ergeben, so hat er für den Fall eine Rakete in der Pistole, und schießt diese ab.

Auf den Fall der nothwendigen Flucht zieht er sich bis zu seinem Hintermann zurück, und zeigt auch dort die Laterne; ein Beweiß, daß der vorderste Posten mit Gewalt zurückgedrängt worden.

Alle diese Fälle sind mit Zahlen zu berichten, auch der, wo binnen einer halben Stunde der Vordermann gar nicht signalisirt hat. *)

So viele Linien, so viele Observanten sind auch im Hauptquartier, (der nächsten

*) Man sieht wohl, daß der Staat auch noch eine Anzahl Uhren wird herausgeben müssen. Doch dürfen sie ja nicht mit Gehäusen aus edlem Metall versehen seyn.

Höhe dabey) angestellt. Ein Officier des Korps hat die Wache dabey, und schreibt in einem dazu aufgeschlagenen kleinen Zelte, oder errichteten Hütte, die halb- oder viertelstündlichen Rapports für den Befehlshaber.

Steht man ganz nahe an dem Feinde, so werden die Telegraphisten zu den Kavalleriefeldwachten, Vedetten oder vorgeschobenen leichten Infanterieposten gestellt, schreiben bey Tage und signalisiren bey Nacht ihre Wahrnehmungen. Ich möchte doch wissen, ob mittelst solcher Maaßregeln das Unglück bey Hochkirch nicht hätte abgewendet, ob General Mack dadurch nicht hätte Napoleons Andringen auf Ulm genau erfahren und ihm begegnen können? Bey Austerlitz wurden die Verbündeten zwischen zwey Feuer gebracht. Das macht, sie hatten von den Abtheilungen der Generale Davoust und Gudin keine Kundschaft. Hätten sie, von ihrem linken Flügel aus, in der Nacht auf die hier vorgeschlagene Art rekognoscirt, wurden vielleicht durch schnelle Vorkehrungen Davoust und Gudin selbst umfaßt.

Bisher sprachen wir hauptsächlich von Fällen der Vertheidigung. Es entwickelt sich aber von selbst, wie unsre Späher gebraucht werden müssen, wenn man zum Angriff geht. Sie befinden sich nach Umständen bey der Avantgarde, bey Seitenkolonnen u. s. w. Sie stellen ihre Fernschreiber nach dem Local aus, erkunden die feindliche Stellung möglichst genau und berichten sie möglichst schnell dem General.

In einer Schlacht werden sie hinter der Linie nach beyden Flügeln und nach den detachirten Corps zu ausgestellt. Wie viel schneller als Adjutanten können sie die Erscheinungen des Augenblicks dem Feldherrn melden, und wieder seine Befehle (bey denen oft eine Minute in hohem Preise steht) zu den Unterbefehlshabern bringen. Die dazu nöthigen besondern Einrichtungen leuchten nach dem schon Gesagten ein.

Schwierigkeiten bleiben freylich immer. Große Waldungen, Nebel, (Regen muß den Laternen nicht schaden. Bereitet man sie aus Pappe, so werden sie mit einem wasserdichten Firniß überzogen) u. dergl. Aber

das Gute, was davon zu hoffen ist, überwiegt. Zudem sind so unterrichtete Leute im Felde noch bey vielen andern Gelegenheiten zu gebrauchen, als Partheygänger, Castrameten, Seitenpatrouilleurs, Wegführer. Und wenn jetzt die Zeit überhaupt noch nicht an erhöhte Intelligenz in den Heeren erinnert, so — — — doch ich schweige.

— v —

Vorschlag

den Nutzen des Tiraillirens mit jenem der festen Ordnung zu verbinden.

Eine Tirailleurlinie der möglichsten Ausdehnung wagen, und da, wo es kräftigen Impuls gibt, die Folardsche Kolonne — die Lehre ist gewissermaßen als ein Aeußerstes der neueren Kriegskunst zu betrachten. Seit Gustav Adolph her hat man die Glieder immer mehr verdünnt. Die Tirailleurlinie ist noch weniger als Eins.

Bey den deutschen Heeren hat das aber (so wie vieles andere Neue) noch nicht einleuchten wollen, und noch immer weiset man dem Einzelnschießen einen sehr untergeordneten Platz an, (für das coupirte Terrain,

durch Jäger, Schützen, höchstens debandirtes leichtes Fußvolk) denn — die Sinnlichkeit stößt sich an einen solchen Lehrbegriff. Wie bald (sagt der Kriegskünstler alter Schule) ist nicht die dünne Reihe durch Kavallerie zu Boden geritten. Von dem Widerstande, den die diesseitige, auch nur in kleine Haufen zertheilte, dann leisten soll, will er nicht viel hören, da er auf den Angriff einer großen Masse von Reuterey zählt.

Indeß haben auch eifrige Vertheidiger des Tiraillirens sich schon bequemt, sie mit einer festen Protektionslinie im Rücken zu versehen, wodurch die Sinnlichkeit in etwas beruhigt wird. So nähert sich das System auch schon beträchtlich der preußischen Anordnung mit den Schützen, wiewohl die Zahl Funfzig (zehn Schützen bey einer Kompagnie) vor der Ausdehnung eines Bataillons ziemlich unbeträchtlich ist, auch von der hinderlichen Kleidung dieser preußischen Tirailleurs zu schweigen.

Das Uebel (freylich immer ein sehr glänzendes) ist nur, daß die Doktoren neueren Systems d. Kr. große Genies sind. Ihre

Natur ist nicht kollegial, sondern souverain. Ihr Wetterleuchten senden sie in die Dunkelheit nieder, unbekümmert ob auch der schöne jähe Strahl jeder Sehkraft willkommen ist. Dann bringen sie bald die Musen im Gefolge, (eine Gesellschaft, die hie und da genirt), bald lassen sie einen muthwilligen Satyr umherlaufen (die Persius und Martiale haben belehrt, aber nicht bekehrt,) daher — wird vielleicht eine andere Generation erst ärndten wollen, wenn es nicht mehr Zeit ist.

Sollte es aber nicht manchen Punkt geben, in welchem die älteren und neueren Doktoren der Kriegskunst sich begegnen könnten? Die Letzteren sind nur gewöhnlich die Männer der Nachgiebigkeit nicht, sonst würden sie sie auf der andern Seite eher auch veranlassen, und — vielleicht — Reformation statt Obstination bewirkt haben. —

Es scheint, die preußische Armee werde sich bey künftigen Kriegen meistens in zwey Gliedern aufstellen, wie es bereits am Rhein und in Pohlen geschah. Drey Glieder wer-

den jedoch immer vorzuziehen seyn, wenn man an das Ausfüllen der Lücken denkt.

Nach gegenwärtigem Vorschlag stellt sich eine Kompagnie folgendergestalt auf:

Drey Glieder und drey Züge, doch ohne Schützen.

Nehmen wir nun die Kompagnie 126 Mann stark, so gibt das auf den Zug 42 Mann, in drey Gliedern 14 Rotten.

Der dritte Zug fällt zum Schwärmen (oder Tirailliren) aus. Was in dem Betracht Kavallerie oder leichte Infanterie thut, ist bekannt. Hier aber soll sogleich das dritte Glied des ersten und zweyten Zuges die Lücke des dritten füllen. Sie machen linksum, gehen im Schnellschritt vorwärts, halten an der Lücke, machen Front und ergänzen sie; nämlich das dritte Glied des zweyten Zuges gibt das erste des dritten, das des ersten das zweite.

Von dem ausfallenden Zuge läuft das erste Glied gerade aus, das zweyte und dritte ziehen sich im Laufen rechts heraus, und so bildet es vor der Kompagnie die Tirailleurlinie, (welche beliebig gebrochen seyn

kann.) Die Entfernung ist dreyßig Schritt, wo man zur Richtung Halt macht. (Während dessen muß der neue dritte Zug auch schon formirt seyn.) Sonst wird sie durch die Umstände auf funfzig, hundert, oder mehrere Schritte bestimmt.

Nun hat man eine Tirailleurlinie, und eine feste Kraft zu ihrer Unterstützung. Jene ist vollzählig genug, um auch, wenn gleich das feindliche Feuer sie um die Hälfte verminderte, noch beträchtlich wirksam zu seyn; denn sie besteht in der Bataillonsausdehnung (auf fünf Comp.) aus 210 Mann. — Die Unterstützung, welche stehen bleibt, ist gerade eben so breit, und von zwey Mann Tiefe. — So kann man sicher in vielen Fällen des zweyten Treffens entübrigt seyn, wenn man nur auf die schicklichen Reserven bedacht war. Kavallerie ist daneben aber wohl so viel erforderlich, daß hinter jeder Bataillonsintervall eine Eskadron steht.

Hier ist, wie jeder begreift, von der Ebene die Rede. Ihr gilt auch folgendes Projekt der Vertheidigung und des Angriffs.

Muß man einen Angriff auf die Fronte aushalten, so giebt die Tirailleurlinie ihr wohlgezieltes Feuer so lange als möglich auf den Feind, und läuft zuletzt (etwa von Kavallerie stark verfolgt) auf die Linie zurück, indem sie dann das erste Glied macht.

Greift man dagegen eine Fronte an, so schwärmt dieser entwickelte dritte Zug mit den Kanonen auf hundert Schritt voraus, indem die Linie geschlossen folgt. Wäre nahe an dem Feind (wahrscheinlich werden aber die häufigen und guten Schüsse Lücken genug erschaffen haben) noch ein Kraftstoß durch Massen nöthig, dann lassen sie sich von der Linie erreichen, und vereinigen sich damit. Weitere Anwendungen dieses Plans sind leicht zu machen.

Einige Vorschläge

für

Reuterey und Fußvolk.

Weshalb kann man sich doch bey gewissen Heeren durchaus noch nicht entschließen, den so selten nützlichen, fast immer lästigen, dem rechten Bein und des Nebenmanns Pferd gefährlichen Karabiner wegzulegen? Aus Liebe zu den alten Formen, so wenig sie auch in der letzteren lehrreichen Zeit ihre Liebenswürdigkeit bewährten.

Sind zwey Feuergewehre nicht genug? Kann die eine Pistole nicht länger und mit einem gezogenen Rohr versehen seyn? dazu eine Kolbe, die man daran schraubt, von dem Reuter am Patronentaschenriemen ge-

tragen werden? So besitzt man für den sparsam eintretenden Fall, wo es Zielschüsse gilt, einen Karabiner.

Sonderbar ist es, daß die Preußen den Küraß schon ablegten, da ihn die Oesterreicher noch vor der Brust und dem Rücken beybehielten. Letztere entledigten sich nachher der hintern Hälfte mit dem Karabiner zugleich, welchen aber die Preußen noch führen.

Es gibt aber im französischen Heere noch doppelt gepanzerte Reuter. Schreiber dieses sah selbst, wie Kayser Napoleon bey der großen Parade auf dem Pariser Carousselplatz einen absitzen, und die Schutzwaffe abschnallen ließ, um sich von ihrer Schwere zu überzeugen. Vielleicht gab das zu einer Abschaffung Anlaß.

Mit dem Küraß hat es bey alledem eine moralische Bewandniß, die nicht außer Acht zu lassen ist. Es liegt am Tage, daß jemand, der sich zur Hälfte vor Lebensgefahr gesichert glaubt, freyeren Muths handelt.

Im letzten Kriege berichtete man uns, daß die Franzosen, welche Tyroler Felsen angreifend erstiegen, sich durch ihre auf den

Kopf gelegten Tornister, gegen das Feuer der Vertheidiger schützten. Siehe da, eine der Erfindungen, von denen es jedermann befremdet, nicht selbst schon darauf gefallen zu seyn.

Allerdings wird eine Kugel so leicht nicht durch das zwiefache behaarte Leder und die eingepackten Sachen dringen. Allein man kann das auch gar wohl im Gefecht auf der Ebene nachahmen, indem die Soldaten die Tornister vor den Leib nehmen. Die Gestalt derselben müßte aber verändert werden, mehr flach, damit die Ausdehnung über Brust und Unterleib größer wird, und die Soldaten nicht in ihren Bewegungen gehindert werden. Führte man daneben die schon oft angegebenen Patronentaschen vor dem Bauch ein, so schützte das dreyfache gebrannte Leder auch in der Gegend mächtig. Und vollends ließe sich bey den Heeren, wo das Fußvolk Mäntel besitzt, eine solche Einrichtung treffen, daß wenigstens wider Stoß und Hieb und schon etwas ermatteten Flintenkugeln völlige Sicherheit da wäre.

Damit das Hinderniß, welches dabey für

den Spielraum der Armee entstände, seine möglichste Verringerung erhielte, müßte man fleißig (meistens vielmehr) schon so angethan, beym Frieden exerciren.

Noch eins: der ganze Packen müßte bequem abzunehmen seyn, und der Tirailleur ihn vor sich stellen können, um dahinter gesichert auf dem Bauche zu liegen, wobey er zugleich die Flinte beym Schießen darauf legte. Es ist kein Zweifel, daß (ohne den moralischen Nutzen) manches Leben auf diese Art gerettet werden kann.

Die Reuterey sollte Pistolenkappen von starkem gebrannten Leder, und etwas größer als gewöhnlich führen. Zwischen diese beyden den in ein längliches Viereck gelegten Mantel. — Gäbe das nicht einen guten Küraß?

— o —

Ueber
einen Vorschlag des Generals von Ewald.

Herr v. Ewald sagt in seinen Belehrungen über den Krieg u. s. w. Schleßwig bey Röhß 1803. S. 281 in einer Anmerkung zum Uebergang Cäsars über den Bätis in Spanien:

„Wer Feldzüge gemacht, und nicht ein „Korps Schwimmer kommandirt hat, wird „wohl erfahren haben, welche große Hin„dernisse ein nicht viel bedeutender Fluß oft „in Weg legt, wenn keine Schiffbrücken bey „der Hand sind, und die man doch nicht „jedem Theile einer Armee mitgeben kann. „Nach meiner wenigen Einsicht ließe sich „diesem Uebel leicht abhelfen, wenn man

„die Deckel auf den Brodwagen wie Boots „einrichtete, das Gerippe vom Boot mit „doppelten getheerten guten Segeltuch be„zöge, und jedem Wagen zwey Ruder bey„gäbe. Vier bis sechs Mann lassen sich in „einem solchen Boot leicht übersetzen. Man „glaube ja nicht, daß beym Gebrauch dieser „Boots etwas zu wagen sey; ich habe der„gleichen im amerikanischen Kriege bestiegen, „die der General Arnold nach einer beson„dern Konstruktion verfertigen ließ, die 100 „Mann halten konnten, und deren Boden „nur von der Stärke des gewöhnlichen Stab„holzes oder Faßtauben war."

Warum aber statt der Deckel nicht lieber den Korb des Proviantwagens selbst? Wenn dieser aus dichten wohlverleimten Brettern besteht, so gewinnt man an Tiefe. Es mögten dann lieber den Wagen Reifen bedecken, welche allenfalls zu brauchen wären, wenn man, Boot an Boot durch Stränge befestigt, über einen kleinen Fluß eine Schiffbrücke bilden wollte. Zwölf Proviantwagen (die Breite zu vier Fuß den Abstand eingerechnet) gäben schon das Mittel einen 48 Fuß

breiten Fluß zu überreichen. Stroh und Erde auf die Bretter geworfen, würden die Brücke wohl gar eignen, Kanonen darüber zu führen.

Freylich fiele sie doch immer zu schmal aus, und sechs bis acht Boote, mittelst der Bretter zur Fähre umgestaltet, scheint besser. Vielleicht aber, wenn Wagen genug vorhanden sind, kann man je zwey und zwey Boote in die Queere des Flusses verbinden. Jedes etwa sechs Fuß lang, gibt zwölf Fuß Breite für die Brücke. Acht Fuß davon kann man füglich mit Brettern u. s. w. belegen. Dann dürfte dem Transport von Feldstücken nichts im Wege stehen, nämlich Menschen ziehen die Kanonen, und die Pferde werden einzeln über die Brücke geführt. — Mit der Reuterey gehts auch Mann vor Mann abgesessen. — O, man könnte bey Zeiten schon an so vieles denken!

— o —

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Revolution der Kriegskunst.

(Fragment aus einem noch ungedruckten Werke.)

Seit Einführung der stehenden Heere war man eifrig mit dem Anbau derjenigen Kriegskunst beschäftigt gewesen, die der Pulvererfindung entsprach. Gute Köpfe hatten die Alten studirt, (in den Jahrhunderten des Wiederaufblühens der Geisteskultur überhaupt die besten Quellen) von ihnen genommen, was noch brauchbar war, und auf neue Erfolgversprechende Einrichtungen gesonnen. Der Kriegsstand ward der der Ehre; stolze Belohnungen winkten hier, als mächtige Antriebe der Denkkraft. Zudem gab es während der Friedensperioden bey den Heeren viele geschäfftslose Zeit. Man konnte

sie zur wissenschaftlichen Arbeit, zu Versuchen mit Truppenübungen und deren Vervollkommnung verwenden. Man gründete eigene Lehranstalten. Das Talent fand ein neues Feld. So darf es nicht befremden, wenn der Stoff unaufhörlich bereichert ward.

Allein, daß die Theoretiker oft auch schwärmen, wo sie zu lehren glauben; die gewöhnlich durch Einen guten Kopf in Thätigkeit gesetzte große Anzahl mittelmäßiger Nachahmer, wo jeder doch auch sein Schärflein von Originalität beytragen will, oft eine Wissenschaft mehr verwirrt, als sie ihren wahren Fortgang spornt; eine an der Wurzel des Systems übersehene Unrichtigkeit, die Progression der Halbwahrheiten und Fehlschlüsse so nachtheilig häufen kann, daß zuletzt beschwerliche Rückkehr zu den Elementen nöthig wird; selbst ein überaus glänzender Denker (wie z. B. Kant in der Philosophie) bisweilen bey der Anwendbarkeit seiner Sätze, das Glück nicht, wie bey ihrem ersten Einleuchten, findet, — das alles sind bekannte Dinge.

Die griechischen und römischen Kriegskünstler, indem sie ihre Phalangenkolonnen, ihre Legionen theoretisch zusammenstellten, und dem Feldherrn die Weisung zum allgemeinen Gebrauch der im Einzelnen klüglich organisirten Streithaufen erdachten, gingen immer schon von der an sich gewiß sehr ehrenvollen Voraussetzung aus: des Kriegers Fassung werde durch die Todesgefahr nimmer so erschüttert werden, daß dadurch der mechanische Gebrauch der Kunst litte.

Griechen und Römer scheinen zu einem Vorübergehen an der gewöhnlichen Psychologie mehr berechtigt, als viele andere Völker, da ihr Soldat, während einem glücklichen Zeitraume, zugleich hochherziger Bürger war. Dennoch wurden sie hundertmal betrogen, gestanden sichs aber nicht. Die Täuschung nahm bey den Römern zu, als unter den Kaisern das Gewerbgeschäft fast so, wie an manchen Orten noch jetzt, betrieben ward, oder von dem Augenblicke an, daß die sonst Quirites genannten, nun Milites heißen wollten; denn dort, obwohl der Ruhm des großen Cäsars eben glänzte,

liegt eigentlich die Scheidewand der Größe Roms.

Auch hatte der Krieg im Alterthum, trotz dem, daß er mehrere Opfer als der neuere raubte, der Schrecknisse weniger. Eigener Muth und Geschicklichkeit gaben für das Handgefecht mehr Hoffnungen, die Schutzwaffen sicherten gegen Lanze, Schwerdt und Pfeil; größere Schleudern, Ballisten, Katapulten hatten viel Schwieriges in ihrem Gebrauch. Rasch darauf zu, war das beste. Auch die einst furchtbaren Elephanten der asiatischen Völker wurden bald verachtet, da man die thierische Natur ängstigen und schrecken lernte. Nicht also, wo der unabwehrbare Tod schon aus zweytausend Schritt entfernten Schlünden trifft.

Dennoch behielten aber die Neueren die (ehrenvolle) Voraussetzung bey. Und ob sie schon weit öfter als Griechen und Römer betrogen wurden, so gestanden sie es (ebenfalls ehrenvoll) nicht ein.

Man darf nicht sagen, ein Theil nur wird betrogen, der geschlagene. Nein, auch der Sieger, insofern die Schlacht durch an-

dere Dinge, als die im theoretischen Plan enthaltenen mechanischen Maßregeln, gewonnen ward.

Und wie häufig geschah das schon. Die Berichte werden nach dem Siege abgefaßt, und nicht selten wird aus den Umständen desselben etwas in den Plan zurückgetragen. Oft hört das Publikum von einem Plan, den man gehabt haben will.

Bekannt genug ist es, daß bisweilen die erste Disposition zu einer Schlacht ganz verloren geht, nach einer ganz andern, oder auch nach keiner mehr gehandelt wird. Darf es euch befremden? Diese meilenlangen Reihen, in durchschnittenes unbekanntes Terrain geführt, in Staub und Rauch gehüllt u. s. w.

Oft hat ein einziger kühner Mann, dem ein beherzter Haufen zutraulich folgte, eine Hauptposition erstürmt, eine Lücke benutzt u. s. w., wodurch auf einem ganz unerwarteten und durchaus nicht vorher berechneten Wege der Ausschlag gegeben ward.

Wußte der gute Daun wohl im Gange der Colliner Schlacht, daß ihn die Glück-

wünsche als Ueberwinder des Helden der Zeit treffen würden? Höchst unschuldig war er an dem Lorbeer, der seine Stirn umkränzte.

Oft ist es auch Verwirrung, Ungeduld in der Bedrängniß des Instinkts, etwas sonst höchst Zufälliges, wodurch ein Einzelner zu einem glücklichen Entschluß ermannt wird. Die Verzweiflung, nicht der Muth, folgte ihm. Man weiß es nicht, daß man eine Batterie eroberte. Man findet nach aufgeklärtem Dampf verwunderungsvoll die Trophäen hinter sich, und nimmt sie in Besitz. Staunend sieht man die Folgen, den Schritt, der, ohne zu wissen wie, gethan ward, krönen. Und wenn dann Ruhm und Lohn winken, wer wird den Gruß der Glücksgöttin abweisen? Oder, wer wird nicht aus ganz billigem Ehrgeiz die Erscheinungen im Zusammenhange mit Einsicht und Willen erzählen.

Zufall und wieder Zufall! Die Kunst gesteht ihm seine nur zu häufige Souverainität ein; was ist sie aber, wenn es nicht gelingt, gerade diese zu fesseln? Oft ward

schon der bessere Feldherr von dem schlechteren besiegt, so die Truppen. Durch den Sieg wechselte dann das Gerücht die Prädikate.

Es herrscht hier in der Nähe immer ein chaotisches Dunkel, doch trifft man wohl haltbare Grundsätze, wenn man nur weit zurückgeht. Dazu entschließt man sich aber schwer; es ist eine zu philosophische, dem Zeitalter in der Ausübung unendlich schwere Operation. In der Theorie geht es eher. Es komme nur aufs Schreiben an, und besonders wir Deutschen sind rüstig.

Da 1792 die verbündeten deutschen Heere wider Frankreich zogen, nahmen sie die Dinge überaus leicht. Oesterreichische Officiere scherzten: es sey schimpflich, Kanonen gegen die Sanskülots mitzuführen, schon Wasserspritzen reichten aus. Die preußischen, eingedenk wie leicht man vor fünf Jahren Amsterdam betreten hatte, (nächstdem des Tages von Roßbach) verhießen Pariser Geschenke aufs baldigste in die Heimath zu schicken. Unsere Ordnung, dachte man, und jener verwirrte Zustand, jenes verächtliche

Pöbelmilitär! Es erregte Gelächter. Insofern hohes Ehrgefühl bey dem hier redenden Stolze zum Grunde lag, verdient er Achtung.

Der Angriff auf Frankreich, den man fast nur wie ein Sturmlaufen auf offene und verlassene Breschen betrachtet hatte, mißlang. Niemand unter den Kriegskünstlern konnte das begreifen. (Philosophen gab es damals unter den Kriegskünstlern äußerst wenige.) „Wie! hieß es, die Linientruppen sind von ihren Officieren verlassen, und mit Gesindel verunreinigt; der Generalstab, die trefflichen Ingenieurs und Artilleristen Frankreichs sind ausgewandert; alle Kriegskunst liegt über den Haufen, und wir siegten dennoch nicht?"

Die Nicht-Kriegskünstler hatten zuvor gerufen: blickt in die Geschichte! Das wollte niemand.

Allerdings fand sich Frankreich bey dem furchtbaren Angriff in bedeutender Verlegenheit. Es galt doch auch bey dem auf's glühendste lodernden Patriotensinn, Ordnen des

Kampfs. Dazu mangelten tausend nöthige Mittel und die Zeit.

Aber war auch noch so viel Wesentliches aus der französischen Kriegskunst über die Gränzen gewichen, etwas blieb zurück. Die Angegriffenen besaßen in diesem Betracht einen Schatz, der nicht emigriren konnte, — ich meyne Vaubans Festungslinie. Sie that beym ersten Anlauf die wichtigsten Dienste, und gewährte einen Zeitgewinn, um mit Sicherheit die Vertheidigung organisiren, und die Nachtheile der inneren Spaltung (ein gefährlicherer Feind als der, welcher an den Gränzen erschien) bekämpfen zu können.

Das Glück wirkte aber mit, oder auch die Umstände, denn zuletzt steht ja doch immer die Nothwendigkeit der Erscheinungen da. —

Die Feinde der Franzosen begingen zwey außerordentliche Fehler. Einen in der direkten, den andern in der indirekten Kriegskunst.

Jener ließ sie die Nichtachtung der Festungen, worin schon, wie wir gesehen haben, die Väter sündigten, wiederholen. Es

wäre freylich nicht geschehen, wenn man auf die Versicherungen der Ausgewanderten nicht gebaut hätte. So aber unternahm man den Einfall in die Provinz Champagne ohne Vorsicht, und ließ Mainz im Rücken unbewacht. Cüstine, dessen rasches Verdienst nichtswürdiger Undank lohnte, zog davon einen so wesentlichen Vortheil, daß die Feinde fast ein ganzes Jahr damit zu thun hatten, nur die Folgen der Unvorsichtigkeit wieder aufzuheben.

Die Feinde ließen aus Mangel an Menschenkunde und Versäumniß des immer heilsamen Hinblicks auf das Nebenliegende, ein Manifest an die Bewohner Frankreichs ergehen, welches selbst dem Royalisten als Nationalbeleidigung erscheinen mußte. Der einzelne Franzose, sey er übrigens ein ganz verächtlicher Mensch, hegt solche anerzogene Begriffe von Ehre, daß er sein Leben an die Rache einer Beschimpfung setzt, und hier wurden vier und zwanzig Millionen Franzosen auf einmal beschimpft. Unglückliches verblendetes Zutrauen auf Taktik! Das Manifest trug unendlich viel zur Vereinigung

der Partheien bey, und schaffte den Heeren Rekruten.

Artige Beredsamkeit in der Form, für die man gerade empfänglich war, die die deutschen Truppen als freundlich vermittelnde Friedensstifter ankündigte, hätte Wirkung gethan. Steckten die deutschen Truppen Nationalkokarden an die Hüte, holte man sie vielleicht jubelnd in Paris ein. Doch den Mißgriff des Manifestes konnte keine Tapferkeit und keine Taktik mehr gut machen.

Man irrt aber, (und die Geschichte ist's dem ehrwürdigen Fürsten schuldig, den Schleier wegzuziehen) wenn man dies Manifest als einen Gedanken des Herzogs von Braunschweig ansieht. Der edle Guelfe unterschrieb es mit Unwillen. Er wußte wohl, daß hier nicht in dem Tone zu sprechen sey, den Prokop gegen die Thüringer anstimmte. Das Manifest kam eigentlich aus der nehmlichen Intelligenz her, die den ersten Entwurf dieses Krieges erzeugt hatte.

Noch that aber um diese Zeit ein Ingenieur Etwas für sein Vaterland, das wieder

mehr werth war, als Vaubans Burgen und der Deutschen Fehlplan. Er erfand kein neues strategisches oder taktisches System, keine neue Waffe, keinen globe de compression. Aber sein hochdichterisches Gemüth hatten die Verhältnisse des Vaterlandes berührt, und mit einem poetischen Erfolg ohne Gleichen sang der Tyrtäus jene bezaubernde Marseiller Hymne. Jedem Auffassungsvermögen anpassend, ergriff dies heroische Lied die Staatsbürger. Jeder fand seine dunkeln Gefühle klar darin ausgesprochen, schöpfte daraus in reichen Zügen Begeisterung, und das kriegerische Feuer loderte selbst in dem ruhigsten Busen empor. Wahrhaft altrömischer Sinn durchglühete besonders die Jünglinge, mit heiligem Patriotismus stürzten sie sich in den Tod.

Es versteht sich, daß der Ingenieur Rouzet de Lille nichts war, aber der Dichter steht in Frankreichs Annalen, als einer der glücklichsten Kriegskünstler da.

Wenn ein Heer mit solchem Geist eine Hymne singt, dann mögen immer Generalität und corps de genie es verlassen ha-

ben; Parlamentsadvokaten Anführer, und rohe Volkshaufen Kombattanten seyn. Schwierige Aufgabe, drüben mit allen Hülfsmitteln, die die Lehrbücher preisen, versehen, jenem Heere auch nur das Gleichgewicht zu halten. An Besiegen ist gar nicht zu denken, wenn nicht erst die Hymne schweigt.

Aber in den deutschen Heeren ward damals kaum geahnet, daß Dinge in der Kriegskunst mit höchster Wirkungskraft auftreten könnten, die sich gar nicht auf das: Bataillon fertig! — Eskadron Marsch! Marsch! — Protzt ab! u. s. w. bezögen. Das letztere ist auch recht gut. Allerdings! Ein Bataillon, das dem Feinde eine Blöße abgewinnt, oder ihm rasch zu Leibe geht, wird Vortheile ärndten, eine brave Reuterey wirft auch enthusiastische Republikaner zu Boden, eine zur rechten Zeit spielende Batterie opfert dem Orkus, was sie trifft; kein Hymnengesang widersteht da unmittelbar. Aber wenn es bey Scharmützeln und Schlachten bisweilen den Sieg verschafft, oder diese und jene Festung geschickt erobern läßt, so gewinnen

wieder die Hymnussänger (oder was sie sonst für ein moralisches Phlogiston besitzen) gewöhnlich den Krieg. Und was höchst merkwürdig, und nicht genug zur Beachtung zu empfehlen ist, ihnen werden verlorne Schlachten minder gefährlich und ihre Siege bringen höheren Preis. Das liegt nicht in der Kunst, sondern im Herzen. Mit kalten Künstlern ist die wilde Verwegenheit, der Kampf mit den Hindernissen der Natur, (Winter, Mangel an Geld und Lebensmitteln, egyptische Wüsten, Alpen, die im Wege liegen, Ströme, über welche keine Brücke führt,) das schnelle aller Regel spottende Verfolgen des Zwecks schwierig zu bestehen. Die Franzosen (auch nachdem diese Hymne verstummt war, nur das alte Ehrfeuer nicht) haben eine Menge größerer und kleinerer Treffen verloren, weite Strecken von Terrain Preis gegeben, eroberte Provinzen wieder eingebüßt u. s. w. Doch seit der Revolution haben sie auf dem Lande, von außen her, keine einzige empfindliche Wunde (daß die Oesterreicher einmal einige Festun-

gen nahmen, was war das? wie lange behaupteten sie dieselben?) erhalten! Sie führten die Kriege immer auf fremden Boden, der Feind trug doppelt seine Last! Und welche Resultate ergaben die früheren raschen Siegesläufe der Dumouriez, Pichegrü, Hoche; die späteren der Moreau, Bonaparte? Marengo stellte das Unglück eines ganzen Jahres an einem Tage her. Die französische Kriegskunst glänzte dort wenig, doch der Schrecken des Alpenübergangs hatte die feindliche Intelligenz gelähmt. Allein Franzosen übersteigen auch nur mit Heereskraft den St. Bernhard u. s. w.

Zurück zum ersten Revolutionskrieg.

Frankreich vereitelte die ersten Entwürfe seiner Feinde zwar rasch, doch gerieth es im Jahr 1793. ziemlich ins Gedränge. Hauptsächlich im Innern nagte der giftige Wurm. Die Vendee stand schrecklich auf; Lyon im Verständniß mit den Ausgewanderten und den Unzufriedenen in Lothringen und Elsaß, schloß sich von der republikanischen Mitwirkung aus; die brittische Kühnheit leistete nicht nur in Bretagne Vorschub, sondern machte

auch eine bedenkliche Diversion auf der Seeküste. Die Unfälle entzogen den Herren auf der Gränze eine große Zahl Streiter, bedrohten den Gemeingeist, erschütterten die Hoffnung. Der Wankelmuth schuf mehrere Staatsdiener zu Verräthern um. Die Nachtheile blieben nicht aus. Sie zeigten sich in der unglücklichen niederländischen Campagne. Der Entsatz von Mainz war nicht zu bewerkstelligen, die Preußen eroberten es zurück, belagerten Landau, und wurden in manchem Gefechte Meister. Selbst Spanier und Sardinier machten Fortschritte.

Frankreichs Sache stand schlimm. Verrath und Bürgerkrieg, neben so vielen auswärtigen Feinden, zerrüttete die Finanzen und das brittische Gold gegenüber. — Da rief das Bedürfniß um einen mehr als gewöhnlichen Kriegskünstler. Ein von den geschicktesten Generalen zusammengesetzter Rath konnte hier nicht helfen.

Aber so wie die Noth das Individuum (das heißt das kräftige; das schwächere erliegt,) erfinderisch macht, so findet sich auch

bey einer großen Nation bald das Genie, welches zum Rettungsgeschäft ausgestattet ist.

Robespierre hieß der Mann in Frankreich. Er hat nie den Degen selbst gezückt, aber seinem Vaterlande die wankende Streitbarkeit in dem Maaße wieder erschaffen, daß nun der Kampf mit dem ganzen Europa zu bestehen war *). Er war Feldherr der Feldherren. Verein der Grundsätze, Geld für den Augenblick, Streiter in hoher Zahl u. s. w., alles das ging von Robespierre aus. Der Stratege und Taktiker mogten das Material anwenden. Man mißt vieles von den glanzvollen Feldzügen der Franzosen Carnot bey, doch liegt am Tage: Carnots fanden sich bey der unterrichteten Nation allenfalls eine Menge, dagegen ein so energisch muthiger Draco, der

*) Hätten die Franzosen den Muth gehabt, den schrecklichen Mann, (der in der gefährlichen Krankheit des Staats, neuern Heilkundigen gleich, Giftmittel anwendete) zehn Jahre an der Spitze der Geschäfte zu erdulden, wer zweifelt, daß London längst erobert wäre.

das Schwerdt immer über dem Haupt, den Abscheu der Mitwelt und künftiger Jahrhunderte für die patriotische Tugend wagte, vielleicht nur Einmal. Was vermogte auch Carnot ohne Robespierre!

Die Sensation der neuen Erscheinungen war in Deutschland sehr groß. Den Geschichtskundigen, den Philosophen befremdeten sie nicht. Das versteht sich. Aber wie gesagt, die Offiziere, die in ihrem Fach ausschließlich unterrichteten, konnten gar nicht fassen, woran das so Unerwartete, so unmöglich Erachtete lag. Sie hatten so heilig auf ihre Saldern, Lascy, Mauvillon u. s. w. geschworen, deren Lehre immer verhieß: feste Ordnung, Parallel-Taktik, fertiges Manövriren, künstliche Dressur des Einzelnen u. s. w. führen zum Sieg. Nun traten Krieger gegen sie auf, die ihr Stolz Gesindel nannte, und nicht selten wiederfuhr dem Stolz die um so herbere Demüthigung, sich durch den verachteten Gegner überwunden zu sehen. Man nahm nun gewöhnlich zu sonderbaren Erklärungen seine Zuflucht. Da hatte dieser oder jener Zufall

den Feind begünstigt, dieser oder jener dies-seitige Officier hatte einen Fehler gemacht, oder auch, man vermuthete Bestechung. Immer wollte man es a posteriori finden, immer sollte das Symptom der Krankheit geheilt werden, den Fehler im Urprinzip der Lebenskraft sah niemand.

Die Journalisten fingen damals zuerst an, sich mit Urtheilen über die neue französische Kriegführung zu befassen. Da vieles an diesem Gegenstande der bloßen gesunden Vernunft einleuchtet, so sagten auch Ungeweihete manches Gute und Wahre, doch fanden sie keinen Glauben, am wenigsten bey den Soldaten.

Bald aber stand eine mächtigere Autorität auf; ein alter Veteran der preußischen Armee, der den siebenjährigen Krieg gesehen und dem Helden von Freiberg als Adjudant gedient hatte. Mit freyem kühnen Urtheil und großem Genie für den Ausdruck der Wahrheit gerüstet, hatte der Vielerfahrne, während eines langen, ruhigen Privatlebens, das Zeitalter mit seinen Beobachtungen verfolgt, das Neuere an das

Aeltere gehalten, und nun gab er seine: Betrachtungen über die Kriegskunst u. s. w. heraus, die, wie billig, bey jedem Denker großes Staunen erregten.

Er warf die bis dahin gültigen glänzenden Theorien kräftig zu Boden, erklärte die Voraussetzung: man werde da, wo der Mord alles Leben bedroht, und zufolge der menschlichen Natur, Schrecknisse die Besonnenheit erschüttern müssen, planmäßige Manöver und Waffenkünste vollziehen können, für falsch. Er erzählte, was die alten Officiere immer verschwiegen, daß in den Treffen des siebenjährigen Krieges allemal die Ordnung, von welcher Relationen sprechen, verlohren gegangen sey, und die Siege an ganz andern Ursachen gehangen hätten, als das Publikum vermuthete. In Rudel und Hagelwolken, so sind seine Worte, treibt die Wirkung der Kartätschen die Soldaten durch einander. Sein Resultat heißt, daß es bisher noch gar keine Kriegskunst gebe, und man vor allen Dingen sich erst von den vielen Irrthümern entfesseln müsse, um auf einen richtigern Weg zu gelangen. Er brachte

sogar beim Fußvolk, statt der vielgerühmten Bayonnetflinte, die Pike wieder in Vorschlag, und manches andre, was freylich dem Auge, das lebenslang durchaus verschieden mit dem seinigen gesehen hatte, als ausschweifendes Paradoxon erschien.

Seine anziehende Darstellung, die so viel neue Begriffe giebt, als sie andern daraus gefolgerten, und daran geknüpften, eine weite Bahn fortschreitender Combinationen eröffnet, impulsirte einen jungen Mann von sehr seltener Geisteskraft und Eigenthümlichkeit. Er war ein tiefer Geometer, wo es Verfolgen der Erscheinungen bis zu ihren einfachen Ursätzen galt, und wußte diese Ursätze mit schöpferischer Klarheit auszusprechen. Diejenige Kälte aber, welche eine Genialität der Art zu begleiten pflegt, war ihm fremd, vielmehr überraschte er durch sehr feurigen und poetischen Ideenflug.

Hatte jener Schriftsteller die Möglichkeit eines festen Prinzips der Kriegskunst bezweifelt, so stellte dieser dagegen ein System auf. Er setzte die Begriffe, Strategie und Taktik, die bisher geschwankt hatten,

auf eine einleuchtende Art fest. Dort bediente er sich blos der Form des Triangels, um mittelst selbiger eine überaus wichtige Reihe von Sätzen für Kriegsoperationen, des Angriffs und der Vertheidigung nach, zu entwickeln, hier trug er Lehren vor, Stellung, Bewegung und Fechtart betreffend, die immer den möglichst reichen Gebrauch der natürlichen Kräfte, die faßlichste Leichtigkeit, und Entfernung von aller komplicirten, beym Ausführen scheiternden Pedanterie bedingen.

Worauf Nothwendigkeit, die große Lehrmeisterin, Nordamerikaner und Franzosen geführt hatte, was man aber dennoch nur empyrisch trieb, das fand sich hier größtentheils in einem weitumfassenden und rationellen Lehrbegriff zusammengedrängt.

Nun durfte man von einer Revolution in der Kriegskunst reden. Dem alten Bau war die Sanktion erschüttert, der neue prangte stattlich.

Wir Deutschen genossen nun auch der Ehre, bey weitem bessere Schriften über die neuere Kriegskunst zu besitzen, als die Fran-

zosen selbst. Denn was ist Mathieu, Dumas, gegen einen Berenhorst und Bülow.

Allein — Deutschlands uraltes Geschick — aus den Büchern trat das Gute nicht. Weit entfernt, daß die Winke der beyden genialen Schriftsteller hätten benutzt werden sollen, ward man bey den Heeren nur noch mehr in den alten Grundsätzen bestärkt. Veränderungen ausgenommen, die sich auf Zierrathen oder Handgriffe beziehen, stehen unsre Armeen ziemlich noch auf demselben Fleck wie vor funfzig Jahren. Haß gegen die Schriftsteller bringt das zum Theil mit sich, zum Theil liegts auch im Nationalcharakter.

Die Franzosen dagegen, obschon nicht so a priori von den Lehrsätzen der Basis, des Objektivwinkels, der Operationslinien, der konzentrischen Angriffe und excentrischen Rückzüge, des Vortheils der Bewegbarkeit u. s. w. unterrichtet als wir, führen dergleichen (und mehr, weit mehr noch) nach dem Takt des schlichten Verstandes aus, lassen uns dagegen unsre spirituellen Bücher.

Die Form des Vortrags bey jenen

Schriftstellern hat indeß auch viele Schuld, daß ihre Wahrheiten nicht praktisch nützlich werden. Wer das letztere in Deutschland bewirken will, muß in einem ganz andern Tone reden. Diese Forderung mußten die Herren von Berenhorst und Bülow kennen, und ihr auch wider Willen und Geschmack, des schönen Ziels halber, nachgegeben zu haben, das würde ihren Patriotismus in eben dem Glanze zeigen, als ihre geniale Kraft. Es ist einmal nicht anders.

Wußten sie denn nicht, daß nirgends die Stimme der Greise mehr Gewicht hat, als bey den Kriegsangelegenheiten der Deutschen? Daß schon eo ipso (hierin giebts wenigstens bey uns Nationalcharakter) ein deutscher Greis, kein französischer, brittischer, italienischer, schwedischer, russischer, ist, und alle diese eher von der Stelle gehen, wie die unsrigen? Daß auch die militärischen Greise durchaus in ihrer Jugend die Art Erziehung nicht erhielten, die auch noch im Alter zum Fortschreiten fähig macht? Die Herren mußten das ja wissen, und es war ein Problem, ihres Erfindungsgeistes

würdig, auch diese Schwierigkeit zu bekämpfen, und selbst deutsche militärische Greise für ihre Neuerungen empfänglich zu machen. Dann konnten sie ins Praktische übergehen. Aber man spielte, nach Schiller, unvorsichtig mit dem Aetherfunken Genie!

Berenhorst fing ohne alle schonende Rücksicht das Geschäft des Niederwerfens an. Es gab so manchen Tempel, dessen dunkles Heiligthum zu durchspähn die fromme Ehrfurcht untersagte, Berenhorsts freche Fackel leuchtete hinein. Manches Standbild prangte in der Ehrentoga, Berenhorsts dreiste Faust riß sie herab. Das Helle und Nackte will die Wahrheit, aber schwache Augen gewöhnt man nach gerade an das Licht; die Verschämtheit ist nur nach und nach zu entkleiden.

In Bülows Schriften trifft man selten eine Seite, die nicht mit Epigrammen und Sarkasmen muthwillig gewürzt wäre. Selbst berlinische Censoren können nicht umhin, ganze Drittheile zu streichen. Was bedarf die Wahrheit des Spottes? Er ist ja neben ihr überflüssig!

Mit welchem Gefühle mag — muß ein preußischer General, oder ein Mitglied des Wiener Hofkriegsraths, wohl ein Werk von Bülow lesen? Ihm wird nothwendig mehr der Haß gegen den Autor erweckt, als dieser ihn für seine Belehrungen gewinnen kann. Was ist da die Folge? Nichtachtung der Wahrheit.

In der österreichischen Armee sind, da solche Werke dort durchaus verboten seyn müssen, vielleicht kaum dreyhundert Officiere, die nur wissen, daß ein Berenhorst und Bülow existiren, vielleicht kaum hundert haben sie gelesen, und unter diesen sicher eine geringe Zahl mit der gehörigen Würdigung. Mancher sucht sich auch wohl bey Bedeutenden beliebt zu machen, wenn er dergleichen verachtet, und widerlegt. Also giebts dort keine Wirkung der genialen Ausbeute. *)

*) Doch hat die immer wiederholte unangenehme Erfahrung einige Lehre in Oesterreich geübt. Erzherzog Karl nimmt die strategischen Grundsätze der Franzosen und die der höheren Bewegbarkeit wesentlich auf. Auch strebt der edle Fürst, die

Im preußischen Heere wird zwar häufiger gelesen, aber doch bey weitem nicht so viel als zu wünschen wäre, wenn die Fortschritte des Zeitalters benutzt werden sollten. Wer für das Hergebrachte hier präjudicial eingenommen ist, (die Zahl derer kann zufolge der Erziehung, und täglich gehörter Meinungen nicht klein seyn) liest Werke, wie die, von denen wir reden, mit Unwillen. Manchem ist's auch nicht zu verargen, wenn er sich selbst gegen seine Ueberzeugung damit waffnet; denn wenn es einmal der Beruf meines Lebens ist, gewisse Förmlichkeiten immer zu vollziehen, und es ruft mir nun jemand, (und das zwar ohne alle Discretion) unaufhörlich zu: du vollziehst Thorheiten! so verbittert er mein Leben. Ich empfinde vielleicht das Bonmot Wielands:

Ein Wahn, der mich beglückt
Ist eine Wahrheit werth, die mich zu Boden drückt.

und mag nicht weiter über den Vorwurf denken.

Ehre beym gemeinen Mann wirksam zu machen. Wenn nur genug von dem allen geschieht, oder man demungeachtet das Gute nicht zu spät begann?

Das Interesse des Individuums erklärt es also, wenn man auch in der preußischen Armee eben nicht viel lauten Enthusiasmus für jene Schriftsteller findet; doch solcher Leser giebt es eine große Zahl, die das auf den Zustand des Heeres etwa Passende daraus zu schöpfen verstehen. Dies ist nun vor der Hand blos das Strategische, von dem auch früher oder später (wenn nur nicht zu spät!) vieles in die Ausübung treten wird.

Das heißt aber nicht genug! Alles Gute hätte schon zur Wirklichkeit kommen können, wenn die Form des Vortrags so gut erfunden wäre, als die Sache selbst. Vielleicht wenigstens.

Freylich bürdet meine Forderung originellen Köpfen viel auf. Es wäre auch viel von andern verlangt, wenn sie das Unangenehme, was ihnen gesagt wird, um der Wahrheit Willen, verzeihen sollten. Der Schriftsteller freut sich, auf Kosten des Mannes von Einfluß, als Genie zu glänzen, und dieser rächt sich durch Obstination. Beydes ist höchst begreiflich, und zu-

gleich ächt deutsch. Der beste Vortheil davon, — gebt Acht! wird den Franzosen anheim fallen.

Indessen darf man auch nicht die Revolution der Kriegskunst beendet, die neueren Theorien unfehlbar, und die ältern deutschen Heeresverfassungen als absolute im Dunkeln tappende Empyrie ansehen. O nein! Alle Theile irren in Einzelheiten, z. B. Bülow, zufolge des allgemeinen Urtheils, über das Bajonnet. Noch haben wir die Kritik nicht gesehen, die in partheyloser Zusammenhaltung des Alten und Neuen jede Ansicht erschöpft hätte. Wir glauben überhaupt an kein geschlossenes System. Alles kann sich erweitern. Die Gränze entdeckt kein menschlicher Scharfsinn.

—o—

Was ist Philosophie der Kriegskunst?

(Fragment eines noch ungedruckten Werks.)

Kriegskunst nach dem gewöhnlichen Begriff ist Fechtkunst en gros. Um im Allgemeinen nur den Werth der Fechtkunst überhaupt, mit den sonderbarsten Geschichtserscheinungen außer Widerspruch zu setzen, entwerfe ich mir immer das Bild eines jungen kräftigen Landmanns, der gegen den fertigsten Fechtmeister in die Schranken treten soll. Die Zuschauer, die dem Kampfe beywohnen wollen, sind gewiß in der Meynung über den Ausgang getheilt. Auch die innigsten Verehrer der Kunst werden nicht überzeugt seyn können, daß der Fechtmeister gewinnen wird. Es findet sich gewiß mancher, der bereit ist,

auf den Sieg des bäurischen Jünglings zu wetten, und gerade weil der Fechtmeister gar nicht wissen kann, wie sein Gegner die Waffen gegen ihn gebrauchen wird, so kann es denn auch leicht kommen, daß er mit allen Finten und Paraden, die ihn sein Ranis lehrte, am Boden liegt.

Doch das Mittel, den rohen Landmann unfehlbar überwunden zu machen, ist, daß man ihn erst ein halbes Jahr in die Fechtschule schickt. Dann wird ihn der Meister schon niederstoßen.

Die Kunst der Gefechte lehrt auch ausfallen, Blößen nutzen, Finten machen, pariren. So wie geübter an Kräften, so ist sie auch reicher an Mitteln sie anzuwenden, doch bedingungsweise.

Ein Heer Tartarn und ein europäisches würden in dem Verhältniß sich gegenüber stehen, als der Landmann und der Fechtmeister. Auch für das Beste der letzteren ist hier nicht einzustehen. Doch gebe man den wilden Asiaten taktische Generale, Ingenieurs, Exerzierkorporals, Uniformen, dann wird sie die vollendetere Kunst leicht besiegen.

Indeß haben wir eben bey dem Landmann und dem Fechtmeister das Gemüth noch nicht weiter berücksichtigt, und es kann doch über jede andere Sache den Ausschlag geben.

Auch stehen beyde in den Schranken zum Kampf bereit; man gibt das Signal. Wie aber, wenn sie einander feindselig aufsuchen? Ueberfällt einer den andern unbereitet, so hilft dem letztern wahrscheinlich weder die Kunst, noch die überwiegende natürliche Kraft; sein Gegner wird im Ueberfall zu vielen Vortheil über ihn finden. Es leuchtet wohl ein, daß das klüglich zu bewerkstelligen, noch mehr als gut fechten heißt; es ist die Strategie bey den Heeren.

Auf den ersten Anblick hat es keinen Zweifel, daß hier der Fechtmeister dem Landmann wird überlegen seyn; er ist im Besitz des gebildeteren Verstandes; er wird die Umstände genauer durchdenken, seine Plane geschickter anlegen. So wie ein Heer, welches strategisch gut angeführt wird, dadurch mehr Ueberlegenheit erhält, als durch die geübtere Taktik. Das lehren die neuesten Erfahrungen.

Bey dem allen aber kann der Gegner des Fechtmeisters dennoch durch höhere Kraft des Gemüths auch hier wieder Meister werden. Denn das kräftigere Gemüth ist des gewaltigeren Grades der Leidenschaft fähig. Diese, die in ihrer Spannung den physischen Menschen stärker macht, beflügelt auch die Intelligenz. Haß, Rache, oder was sonst den Landmann zur Leidenschaft entflammt, werden ihn eifriger, emsiger und wüthender den Feind suchen und anfallen lassen. Immer die Seele voll von dem Bilde des Kampfs, wird ihn auch ein unerwarteter Ueberfall nicht ganz unbereitet finden, und die Energie seines Widerstandes wird durch Erbitterung verdoppelt seyn. Das kräftigere Gemüth, das entweder nur im kräftigeren Körper wohnen kann, oder diesem, als physischer Reiz, frische Stärke giebt, wird auch der Geduld, des Ueberwindens natürlicher Hindernisse, des Entbehrens des Schlafs und der Lebensmittel, der mühseligeren Anstrengung fähiger seyn, und so entsteht hierdurch für den kunstreichen schlauen Fechter dennoch die größere Gefahr. Die

Anwendung auf den Krieg lautet: das kriegerische Gemüth ist die wichtigste aller Potenzen!

Auf diesem Wege sind nicht nur die Erscheinungen der letzteren Kriege, sondern aller, von denen jemals die Geschichte sprach, zu erklären. Man muß nur keines Umstandes Betrachtung versäumen.

Bey den Folard, Puysegur, Moritz, Lloyd, Tempelhof, Mauvillon, Scharnhorst, Venturini, Mathieu, Dumas, auch den Ewald, Binzer, Berenhorst, Bülow u. s. w. mangelt aber die Berücksichtigung manches Umstandes. Sie haben alle mehr oder weniger den Stoff bereichert, oder ihn lehrreich zusammengestellt; entdeckt, erfunden, Trugschlüsse entfernt, Normen entwickelt; doch eigentliche Philosophie der Kriegskunst ist immer noch nicht da. Es war auch noch nicht die Zeit dazu; eine Menge Erfahrungen und ein langer Kampf der Wahrheit mit dem Irrthum, mußten sie erst vorbereiten. Das Genie mußte erbauen, das Genie niederreißen. Nach hinlänglichem

Vorrath des Materials bedarf es dann des unterrichteten partheylosen Würdigens.

Man schelte es nicht Anmaßung, daß ich so urtheile, und meyne, ich wolle von oben herab dociren. Jeder, der sich des reichen Stoffes bemächtigt, und des unbestochenen Blicks fähig ist, kann das jetzt. Vor zwanzig Jahren vermochten es aber die größten Talente nicht. Vielleicht aber ist auch gegenwärtig die Zeit noch nicht ganz reif, denn mancher Hypothese mangelt noch die Prüfung.

Uebrigens darf jeder Bürger der Literarrepublik seine Meinung aussprechen; es ziemt ihm allerdings, die wissenschaftliche Autorität zu achten, doch fesselt sie ihn, ist es um seine Freyheit gethan. Bescheidenheit, überall gut, ist es auch in der Literatur, doch feige Bescheidenheit würde lähmen, und den Vortheil (wäre er auch noch so klein) rauben, den die Wissenschaft von einem freyen Denker gewinnen kann. Wer aber nicht frey zu denken vermag, und auch gar nicht im Besitz eigner Gedanken ist, der bleibe von der Wissenschaft entfernt.

Ich will demnach wagen, hier einige Grundlinien einer Philosophie der Kriegskunst zu zeichnen. Nur einige. Ich bin so bescheiden, meiner Kraft nicht zu viel zuzumuthen. Wäre ich es weniger, sollte mirs leicht werden, mich in einem großen systematischen Werke zu brüsten, ihm durch gelehrte Citate, die Zeichen großer Belesenheit; durch Kupfer, Plane, und andern typographischen Schmuck, die Erfordernisse, in einer Bibliothek glänzen zu können, zu geben; doch ich leiste auf das alles Verzicht. Ich gestehe, daß mich auch die Ambition, in Kritiken gelobt zu werden, wenig spornen kann. So wenig, daß ich die Ordnung meines Buchs, und die Feile meines Styls versäume. Wer kann helfen!

Ich will es möglichst versuchen, praktischen Nutzen mittelst dieser Blätter zu stiften, d. h. nicht nur: daß die Wissenschaft dadurch unter den militärischen und politischen Schriftstellern neue Gesichtspunkte gewinnt; sondern: daß man einige Resultate des Denkers wirklich im Vaterlande anwendet. Soll das seyn, so wird die Wahrheit

es allein schon hervorbringen, ohne alle Schriftstellerkünste, die ich gern dem überlasse, der nach einer vortheilhaften Recension zu Halle, Jena, oder Leipzig geizt. Ich kenne ohnehin die Recensenten, bin sogar in ihre Geheimnisse eingeweiht, und mache mich anheischig, irgend ein Werk, je nachdem man es verlangt, mit kritischem Lorbeer oder kritischer Verdammniß zu bewirthen. Das schließt jedoch meine große Achtung vor eindringende und unpartheyische Kunstrichter nicht aus.

Wie wenig Hoffnung übrigens zu meinem Zweck da ist, habe ich schon in der Vorrede bemerkt, und das hat mich freylich noch flüchtiger eilen lassen.

Hier sind meine Grundlinien.

Es kann bey der Philosophie der Kriegskunst nur die Frage seyn: wie erhält man die besten Heere?

Die Gegenfrage: welche sind die besten? muß sich in ihrer Beantwortung nun gleich an das Mathematisch-rationelle halten.

durchaus nichts Phantastisches. Kein patriotischer Glaube! Dieser ist an sich sehr löblich. Wenn z. B. der preußische Soldat, aus den Thaten der Vorzeit die feurigsten Hoffnungen für die Zukunft schöpft, seinen Generalen mehr vertraut, als allen der Welt, so ist das rühmlich an diesem Soldaten, und selbst Pflicht; aber in der militärischen Philosophie ist dergleichen einmal etwas Untergeordnetes, und zweytens darf da nichts, auch der Patriotismus nicht, die Freyheit des Urtheils beeinträchtigen.

Hier heißen die besten Heere die: **welche, der Vernunft einleuchtend, verheißen, die siegreichsten zu seyn!** Eine solche Verheißung kann nur aus der Darstellung überwiegender Vortheile gegen andre hervorgehen. Die Darstellung muß aber, wie gesagt, in allen Theilen vollkommen rationell aufgefaßt werden können.

Die Darstellung selbst im Gebiet der Möglichkeit zu konstruiren, ist Sache der Philosophie, oder der Vernunft, die sich zu dem Geschäft vorher mit den nöthigen

Ideen geschwängert hatte. Das Organon zerfällt in drey Kathegorien.

Erste Kathegorie.

Das kriegerische Gemüth.

Daß es hier oben an stehen müsse, lehrt erstens die Erfahrung. Wenn uns die Geschichte die Beyspiele aufstellt, daß rohe Kraft die rohe Kunst überwand, so ist die Lösung des Räthsels nur im Gemüth zu suchen. Dann lehrt es auch die Anthropologie, indem sie den Menschen als Krieger betrachtet, und allen seinen Eigenschaften den Rang anweiset, wie ihn der Zweck begründet. Am Philosophen selbst steht der Geist, d. i. das kalte Abstrakt oben an, er soll nur urtheilen; der Soldat jedoch urtheilen, handeln, dulden, sich verläugnen, alles zugleich. Das menschliche Gemüth ist ja übrigens kein thierisches. Es ist verständig, wie sich von selbst versteht. Und wenn es übrigens das kalte Abstrakt auch nur als Instrument ansieht, so räumt es ihm im

Allgemeinen doch den Platz über sich selbst ein. Ein rein geistiges Heer würde wahrlich sehr sonderbar auftreten. Wenn der Sprachgebrauch aber sagt: es glühet in dieser oder jener Armee ein hoher Geist der Ehre, der Tapferkeit, da meint er immer das Gemüth. Doch wozu noch Erläuterungen; das geringste Nachdenken leitet ja zum innigsten Umfassen des Begriffs.

Das kriegerische Gemüth nun einem Heere zu verschaffen, zu erziehen, zu erhalten, zu vervollkommnen, dazu muß man erst Beyspiele in der Geschichte aufsuchen, das Beste daraus sondern, es den heimathlichen Verhältnissen anpassen, und auf neue Kombinationen sinnen, die nicht nur die Nebenstellung, sondern auch die Höherstellung ins Auge fassen.

In Beyspielen erblicken wir es:

a. bey noch wilden Völkern, wo es fast nur Resultat der physischen Kraft ist.

(Das können Deutsche als vorwärts strebendes Volk nicht unmittelbar nachahmen, doch rückt es den Werth der physischen Kraft dem Blicke näher, und es lehrt um

so mehr, abhärtende Erziehung und Sittlichkeit befördern. Bülow hat die Idee einer militärischen Erziehung angegeben, nach welcher nicht nur die jetzt an dem besseren Gehalt der Heere nagende Immoralität vernichtet, sondern die Sittlichkeit der Nation selbst regenerirt würde.)

b. Bey mehr oder weniger gebildeten Völkern, wo moralische Motive zum Grunde lagen, als religiöse oder politische Schwärmerey, der Fanatismus der Ehre.

(Das müssen wir um so heißer ergreifen, als wir auf das Prädikat: gebildetes Volk lauten Anspruch machen. Religiöse Schwärmerey ist wenig zu benutzen, da die alte deutsche Mythologie in der christlichen unterging. Das Christenthum, so schön es kosmopolitisch ist, und nach geschlossenem ewigen Frieden, (nämlich in urreiner Gestalt) die Menschen beglücken könnte, schadet, alles erwogen, dem kriegerischen Gemüth mehr, als es ihm nutzt. Die gesammte Christenheit konnte ja das heilige Grab den Sarazenen nicht entreißen, weil die sarazenische Religion kriegerischer als die christliche macht. Politische,

wie die neuerlich in Frankreich, davor mag uns das Geschick bewahren; doch die Vaterlandsliebe an sich gehört mit zur politischen Schwärmerey. Das Vaterland sey also liebenswürdig, und es wird unfehlbar schwärmerisch geliebt werden. Die Pflichten und wahren Vortheile, vom obersten bis zum letzten Glied der Staatskette, stehen im innigsten Zusammenhange. Fanatismus der Ehre ist nicht genug zu preisen. Er hängt weder von religiöser noch politischer Form ab. Wenn die Regierungen den festen Willen fassen, so ist er leicht zu entzünden, zu unterhalten, und lohnt mit unendlichem Wucher; thun sie aber das nicht, was an ihnen selbst dabey liegt, so ist alle Mühe vergebens. Und was er durchaus nicht verträgt, ist Täuschung.

Im Ganzen sieht es aber in Deutschland mit der Ehre sehr unvollkommen aus, wenn wir uns gegen Frankreich stellen, und in diesem Betracht müssen wir denn leider eingestehen, das unedlere Volk zu seyn. Wie sehr die Väter das schon verschuldeten, ward oben beleuchtet. Und eine ganz nichtswür-

dige Barbarey hat sich bis jetzt fortgepflanzt, nehmlich die, daß sich der Adel und Bürgerstand in der Mystik der Rechtlichkeit unterscheiden. Jener, wenigstens in einem Theile Deutschlands, darf kein Zeichen der Nichtachtung dulden, und muß bereit seyn, das Leben an die Rache dafür zu setzen, dieser aber löst das Zeichen der Nichtachtung allenfalls etimologisch auf, und lacht, oder beruhigt sich mit einer gerichtlichen Klage. Der Moralist lobt das freylich, aber, daß auch der Bürgerstand in Frankreich hierin fühlte wie der Adel, hat es längst möglich gemacht, den geringern Soldaten auch ohne den Knittel, der nur dem sklavischen Auswurf gebührt, zur Disciplin anzuhalten. Er steht daher durchaus auf einer höhern Stufe; und der Officier, welcher auch noch so begeistert von den Vorzügen des Stocks ist, wird doch wohl die Beleidigung gegen die menschliche Natur nicht auszusprechen wagen: daß seine Wirkung die der Ehre überträfe.

In der französischen Nation haben, durch den Einfluß übler Regierungen, das Miß-

verhältniß des Geldes, Pfaffenränke, die übergroße Residenz, die Ausschweifungen in der Revolution u. s. w., Laster geherrscht, die dem Sinne der Ehre entgegen waren, und die man glücklicherweise bey uns noch nicht kennen gelernt hat. Deshalb wären wir fähig, wenn wir es darauf anlegten, ein ehrenvolleres Volk als das französische zu seyn.

Es lassen sich noch viele einzelne Sätze hierüber niederschreiben, und jeder liefert wieder die Materie zu ganzen eigenen Werken, doch der Raum ist hier zu beschränkt.

Zweyte Kathégorie.

Strategische Leitung.

Ich gestehe, daß mir das Wort Strategie darum nicht ganz gefällt, weil es immer an Kriegslist erinnert. Diese ist doch etwas sehr Untergeordnetes, und nicht zu lehren. Wo sie zum Zweck dienen kann, da brauche sie, wem Naturanlage und Beschaffenheit der vorhandenen Dinge Gelegenheit dazu

geben. Die Kunst im Allgemeinen suche reinere, festere Elemente. Doch hat der Sprachgebrauch schon einen besseren als den wörtlichen Sinn untergelegt; ich mag kein grübelnder Terminolog seyn, und bleibe also bey Strategie.

Doch aber, behauptet meine Ansicht, gehört weit mehr in diesen Begriff, als man ihm, auch nach dem berichtigenden Sprachgebrauch, gewohnt ist, zuzutheilen. Ich zähle zur strategischen Leitung, ehe ich noch zur Wahl des Feldherrn, dem der Oberbefehl über die kriegführenden Truppen zu geben ist, übergehe:

a. diejenige Intelligenz im Kabinette, welche den Krieg beschließt. Dann
b. diejenige Intelligenz, welche die Finanzkraft des Staats verwaltet, und die Bedürfnisse zum Kriege liefern muß.

Steht es um diese beyden Intelligenzen übel, so mögen die Feldherren immer des Plutarchs, die Truppen des Denkmals der Spartaner von Thermopilä werth seyn, und der Zweck des Kriegs glückt dennoch nicht.

Im Invalidendom zu Paris, wo Tau-

sende eroberter Fahnen prangen, fehlt immer noch eine preußische. Wir fochten brav am Rhein, verlohren keine, demungeachtet kam es zum Baseler Friedensschluß. Falsche Politik hatte den Krieg eingeleitet, — unhaushälterische Finanz vermochte nicht, ihn mit dem gehörigen Nachdruck fortzusetzen.

Wie viel Kriege wurden schon geführt, in welchen die Rede von so mancher glorreichen Heldenthat war, und am Ende hatte man umsonst gemordet. Auf eine eingenommene Festung, eine verlohrne Schlacht, wälzte man die Nothwendigkeit des Friedens; nein, das Nichtgelingen lag an der unrichtigen Politik, die den Krieg begann.

Oft hat man selbst den Siegeslauf unterbrechen müssen, weil der Schatz zu erschöpft war, um die ferneren Anstrengungen tragen zu können.

Die Staatstendenz ist das Kriterion für die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Politik.

Von vernünftiger Politik angerathen, sind erstlich alle unvermeidliche Vertheidigungskriege; das versteht sich von selbst.

Dann aber solche, wo eine bequeme Gelegenheit winkt, den Staat zufolge des geographischen Umkreises, über welchen er zu gebieten nothwendig wünschen muß, zu vergrößern.

—

Auf Allianzen ist nur zu bauen, wenn der Verbündete mit mir einerley Zweck hat. Indem das ja aber nur selten der Fall seyn kann, so taugt besonders eine Offensivallianz sehr selten! Die Einheit des Zwecks ist auch gewöhnlich nur scheinbar. Wenn England, Rußland, Oesterreich, Schweden und Neapel sich zum Angriff Frankreichs vereinigen, so sprechen die Negoziationen davon, aber man beleuchte es nur näher. An einem Ort liegt vielleicht einige Freundschaft für die Bourbons zum Grunde, am andern ist die Seeherrschaft gemeynt, am dritten fürchtet man theils die Folgezeit, und will theils erobern u. s. w. Würde Frankreich überwunden, so gäbe es unfehlbar unter den Siegern selbst die blutigsten Händel. Das sieht der jetzt herrschende König von Preußen wohl ein, und folgt nicht unvorsichtig den

Lockungen jedes an ihn gefertigten Geschäftsträgers.

Jeder Krieg muß auf einer hinlänglichen Finanzbasis ruhen. Die innere Beschaffenheit eines Staates, und seine militärisch geographische Lage ändern aber die größere oder mindere Schärfe der Regel ab. Z. B. wenn wir sahen, daß Frankreich sie im Drange der Noth verletzte, und ohne Geld und Magazine in Feindes Land operirte, so ward es durch eine Menge von Dingen begünstigt, derer sich kein anderer Staat zu erfreuen (oder auch zu fürchten) hoffen darf.

1. Hatte die Revolution das Volk nahe an den Rand der Verzweiflung gebracht. Mit dem, der nichts mehr zu verlieren hat, ist die tollkühne Verwegenheit am ersten zu bestehen.
2. Sind die Globularform Frankreichs, und die Umkettung seiner Gränzen, durch Ströme, Gebirge, Festungen und haltbare militärische Positionspunkte hier unendlich vortheilhaft. Sie stellen das Mutterland nicht allein sicher, derweile

die Heere in der Entfernung kämpfen; sondern diese haben im Fall der Noth immer baldige Zufuhr und gesicherten Rückzug.

Ich weiß nur Spanien noch, das in einem Kriege mit Frankreich (falls es nehmlich sonst dazu geeignet wäre) bey der Regel sich einige Leichtigkeit gestatten dürfte. Die Größe der jetzigen Heere bringt es allerdings mit sich, lieber zu strenge, als zu nachläßig zu seyn. Was Gustav Adolph (gewissermaßen während einer Periode König von Norddeutschland) that, geht jetzt nicht mehr. Karl XII. hatte so etwas von Alexandern, doch stürzte ihn seine Versäumniß der Finanzrücksicht zu Boden. War er auf dem ukrainischen Zuge gehörig mit Geld versehen, so ließen sich die Vorbereitungen zur Schlacht von Pultawa doch weit besser treffen. Dieser Fürst kann hauptsächlich als Warnung dienen, nicht der Kühnheit allein zu vertrauen. Hierher gehört auch Hannibal, wahrscheinlich der Vernichter Roms, wenn ihn der punische Senat gehörig unterstützt hätte.

Oesterreich muß die Finanzbasis bey jedem Kriege sorgfältig berücksichtigen. Es hat das in der letztern Zeit immer versäumt, und immer schwieriger wird es deshalb in der Zukunft aussehen.

Preußen endlich hat es noch mehr nöthig, und deshalb wäre es hier rathsam, die Kunst, durch einfache Mobilität wohlfeil ins Feld zu ziehen, ganz besonders zu ergründen, und noch rathsamer, in der Landesadministration solche Maßregeln zu ergreifen, wodurch das Geld geltend würde, ohne zu mangeln.

Gute Finanzbasis ist nur solche zu nennen, die einen Krieg auf mehrere Jahre bequem beginnen, absehen, und — vor allen Dingen — auch seine Unfälle tragen kann. Bequem führt sich ein Krieg mit baarem guten Gelde, und mit vollen, nach der Leerung leicht wieder gefüllten Magazinen. — Desto besser, wenn man ihn in der Folge durch Ausschreiben ernähren kann.

Nun erst kommt der Feldherr! Man sage nicht, daß ich ihn zu weit herunterstelle. Im Gegentheil würdige ich ihn über

die ganze dritte Kathegorie gewiß hoch. Nur über das kriegerische Gemüth und das, was die Montecuculi und Friedrich II. als die Seele des gefräßigen Mavors erkannten, geht sein Anschlag nicht.

Was ist aber der bessere Feldherr von zwey gegen über befehlenden? Der, welcher der scharfsinnigeren Kombinationen fähig erscheint, oder der den vorhandenen Moment mit der thätigsten Geistesgegenwart benutzt? Unnöthiges Definiren. Der, welcher das meiste Genie hat. Keine weitere Frage.

Aber soll dieser Feldherr erzogen werden? Ich antworte: ja! In Deutschland findet man es unmöglich, Genie zu erziehen, doch woher kommt denn die in Frankreich bey weitem häufigere Leichtigkeit, zu lernen und auszuführen. Es ist die Erziehung der Umgebungen. Man ordne letztere bey uns so, daß sie feuriger und klarer die kindliche Seele treffen. Für die Geistesgegenwart kann gute Erziehung unendlich viel thun, wie für jedes Gemüthserforderniß.

Da man aber dennoch sich bey dem Ein-

zelnen täuschen kann, so muß um so eher alles Uebrige so sorgsam geordnet werden, daß von einem Fehler des Feldherrn so viel nicht abhängt. Rom setzte sie in seinen guten Zeiten oft ab, und verlohr im Ganzen wenig dabey. Allein im altrömischen Reich haben nie Kunsthöhe und kriegerisches Gemüth einander wechselseitig entsprochen; da das letztere sank, stieg nur das erste. Der Philosophie der Kriegskunst, der von weitem her (durch Generationen) vorbereitenden, ist solche Schöpfung aufbewahrt, und bereitet sie richtig vor, so wird weder ein Mangel an guten Feldherren zu spüren, noch ein Fehler, den sie begehen, tief zu empfinden seyn. Ist man wohl in Frankreich um Männer verlegen, die an die Heeresspitze zu stellen sind? Die nächsten Ansichten der Kunst sind allbekannt, wo man Grenadiere in den Kasernen militärische Schriften lesen sieht. Die Wandervölker, die Sarazenen, (auch ein Wandervolk) machten gar nichts aus der Kunst ihrer Anführer. Paart aber einmal eine von kräftigem Kriegsgeist und richtiger Ansicht der Kunst zugleich belebte

Schaar. Das muß einen Erfolg geben, wie er noch nicht vorhanden war, denn nur erst ein halbes Bild von dem, was seyn könnte, erblicken wir in den Heeren unserer westlichen Nachbarn!

Von der Bedingung der Anciennität kann die Philosophie, die das beste wählt, nicht abgehen. Da wird demnach der Feldherr ein Greis seyn. Doch führten wir oben schon an, daß ein gymnastisch erzogener, und vor den Verheerungen ausschweifender Leidenschaften früh beschützter Greis wenig von Altersschwäche zu fürchten hat. Der Begleitung des Feldherrn, welche allerdings ausgesucht seyn muß, gedachten wir ebenfalls.

Ich würde aber um den möglichst schnellen Fortschritt sogar vorschlagen, eine Akademie der militärischen Wissenschaften zu stiften. Und zwar sollte sie aus Mitgliedern bestehen, die nicht Soldaten wären (Struensee war es auch nie, und dennoch ein militärischer Schriftsteller, aus dem die Krieger genug schöpften.) Der Zweck dieser Akademie wäre fortgesetztes scientifisches Prü-

fen aller Erscheinungen im Gebiet der Kriegeskunst. Sie müßte Preise auszutheilen, Ehrendiplome zu vergeben haben, sogar eine Art Orden für die Theorie! Doch im Kriege hätte sie nicht das mindeste mitzureden. Seine Geschichte nur schriebe sie mit aller kritischen Strenge.

Kein Zweifel, daß die Akademie mit den Soldaten öfters zerfallen würde. Desto besser *). Die Wahrheit gewönne bey den

*) Der Haß der Soldaten gegen den Akademiker könnte nur von dem Betracht herrühren: daß der letztere nicht ausübt. Das thut jedoch so mancher Professor der vier Fakultäten auch nicht, lehrt aber dennoch die Anwendung, und bereichert sein Kompendium wieder aus Nachrichten, welche er von den bey der Anwendung gemachten Erfahrungen und Entdeckungen anderer erhält. Die Akademiker müßten übrigens, wie sich von selbst versteht, hoch geachtet, und vor Beleidigungen gesichert seyn. In einem kriegerischen Staat die Wissenschaft des Kriegs rein und fortschreitend anzubauen, wäre doch eine gewiß heilsame Sache. Daß man sie nicht schon längst als nothwendig ansah, ist schlimm. Ich überlasse diesen Vorwurf Anderen weiter auszuführen, wobey ich indeß gleich bemerke, daß das, was in Deutschland bis

Kontroversen. Der Einfluß wäre keineswe-ges lähmend, aber er hinderte Vorurtheil, Nachläßigkeit zurückzubleiben. Indem die Akademie eine nützliche Erfindung dem Hofkriegsrath, oder Ober-Kriegs-Collegium in Vorschlag brächte, könnten diese sie nicht ungewürdigt zurückweisen. Mit einem Wort, die Einrichtung hätte viel Gutes. Auch die Lehrerstellen an den kriegerischen Erziehungshäusern besetzte sie.

Dergleichen Vortheile, die höheren, näher an die Unfehlbarkeit gränzenden herbeyzuführen, kostet es freylich Zeit. Soll das aber abschrecken? Mir scheint, es müßte um so ernster mahnen, auch auf das Ergreifen des nächsten Augenblicks geitzig zu seyn.

Die mittelmäßigen Maaßregeln haben sich doch endlich wohl unbewährt genug gezeigt. Will man in einem Lande, wo der Holz-

---

jetzt bey den Ingenieurkorps, Artillerieschulen, Kadettenhäusern u. s. w. geschieht, noch lange nicht reine fortschreitende Kultur der Kriegswissenschaft zu nennen ist.

mangel fühlbar wird, keine Pflanzung anlegen, weil der Saamenstreuer nicht mehr erwarten darf, die Stämme in ihrem höchsten üppigsten Wuchse zu sehen? Nein, lieber so zeitig als möglich ans Werk. Von Jahrzehend zu Jahrzehend steigt die ergiebige Progression.

Es gehört auch in diese Kathegorie noch manches, was dem denkenden Leser einfallen wird, welches ich aber, um nicht zu weitläuftig zu seyn, übergehe.

Dritte Kathegorie.

Gefechtkunst.

Ihr gebührt in der Philosophie der Kriegeskunst nur der unterste Rang. Die französischen Revolutionskriege haben das neuerdings außer allem Zweifel gesetzt. Doch bey uns scheint man hier über allen Zweifel erhoben zu seyn, stellt die letzte Kathegorie an die Spitze, und wendet, um gute Strategen zu erziehen, nur sehr unvollkommene Mittel an. Das Uebrige, was sich so höchst

wichtig auf die Kriegskunst bezieht, wird — so gut als gar nicht beachtet.

Ganz umgekehrt ists drüben im West. Der verständige französische Takt sieht wohl ein, daß das künstliche Fechten nicht so viel entscheiden kann, als das rationelle Herbeyführen der Streiter, und ihr frischer heroischer Muth. Deshalb ist die Bildung des höheren Officiers (bey der ihm die Nationalintelligenz so freundlich entgegentritt) sein wesentlicheres Streben. Lange Uebung hat das häufige Talent vielfach entwickelt. Napoleon darf mit durchaus neuen Operationsplanen hervortreten, und ist sicher, daß seine Unterbefehlshaber ihn verstehn, und mit fähigem Urtheil die zugetheilte Rolle ausführen. Ein unendlicher Vortheil, der sich neuerlich bey der Konzentration der verschiedenen Korps an der Donau und am Lech hoch bewährte. In der französischen Kriegspolitik liegt zugleich Klarheit, Verwegenheit und Berechnen aller Fälle; die in diesem Betracht ausgezeichnete Lage dieses Staates bringt die Möglichkeit davon schon mit sich, wie sie es eben auch (wir erwähn=

ten es bereits) zuläßt, ohne Befragung der Finanzen den Krieg zu beginnen, besonders nachdem dem jetzigen Machthaber die vergangenen Jahre so glücklich vorarbeiteten. Deshalb scheitern auch immer die Hoffnungen der Ausgewanderten und vieler fremden Minister, die ihnen das sogenannte Defizit bringt. Es ist höchst wichtig, sich davon nicht ferner hinters Licht führen zu lassen. Sorglosigkeit in den Gegenmaaßregeln, die gefährliche, entsteht daraus, sonst nichts. Schon seit 1792 heißts an den mehresten europäischen Höfen: Frankreich kann nicht länger bestehen. Der Geldmangel, oder der Hunger, oder die Unzufriedenheit mit der jetzigen Ordnung der Dinge steigen aufs höchste, das Gebäude muß stürzen u. s. w. Noch im Herbst 1805 wiegte man sich mit dergleichen Beruhigungen ein. Selbst jetzt kommen öfters Reisende aus Frankreich zurück, welche versichern, nun könne es nicht mehr lange währen. Alles das betrog bisher, und wird, Neun und neunzig gegen Eins gewettet, fernerhin betrügen. Träte wider alles Vermuthen der Eine Fall unter

Hunderten ein, (dem zufälligen Glück eines Lottospielers gleich) desto besser! Wer wird aber seine Einrichtung auf ein Lottoglück treffen? Alle, die es mit Frankreich leicht ansahen, haben keine Ahnung eines richtigen Urtheils über den Nationalkarakter, und die Konsequenz der jetzigen Regierung. Jener bleibt sich, unter allen Umstaltungen der Obergewalt, im Ganzen gleich, diese weiß monarchische und republikanische Bindungsmittel zu vereinigen. Lieber das Schlimmste gefürchtet, daß man eher zu viel, als zu wenig vorbereitet sey. Dergleichen Reisende haben vielleicht einige Pariser gesprochen, denen es nicht nach Wunsch ging, und die nach ihrer gewöhnlichen Geschwätzigkeit ihren Mißmuth zutraulich ergossen, oder sie hörten unterwegs Hausväter über die Abgaben seufzen, Mütter klagen, denen das Militär den Sohn abforderte u. s. w.; daraus leiten sie denn ihre tröstlichen Verheißungen her. O wie einseitig ist das! Hört man das Aehnliche nicht aller Orten? Trifft man auch auf diesem Planeten wohl ein einziges Indivi-

duum an, das sich völlig zufrieden erklärt? — Auch versteht sich wohl, daß die Mouchards der Gesandten diesen zu Munde reden, weil sie im Gegentheil nicht so angenehm, und reichlich belohnt seyn würden. Weg mit dem unseligen Irrthum! Getrost den Schleier von der Wahrheit gezogen. Es ist ja Mißtrauen in die eigne Sehkraft, wenn man ihren Strahl nicht ertragen zu können glaubt. Man verschließe auch nicht das Ohr, wo dem Gegner billiges Lob zuerkannt wird. Lieber die genaueste Prüfung seiner Vorzüge; dann kann man sich nicht nur dieselben Vortheile zulegen, sondern noch höhere, denn die erwärmte frische Phantasie baut fort. Das Auge wird auch gewaffneter, indem es den Achill ermißt, und — sieht dann auch seine Ferse. (Zu wichtig schien mir diese Abschweifung, um mich ihrer zu enthalten.)

Genug, es wird für die zweyte Kathegorie in Frankreich sehr viel gethan, und besonders kommt hier noch zu Hülfe, daß das Vorurtheil (der graue Tyrann, welcher

leider bey uns immer noch seiner Parze spottet) nicht einreden darf.

Weit mehr aber für die erste. Von weitem her durch die herrliche Tradition von den Vätern, welche Nationalsinn, patriotischen Stolz und Ehrgefühl giebt, von nahe durch eine Leitung, die theils poetisch, (und also schwungvoll) und theils auf den Egoismus berechnet (folglich näher anthropologisch) ist. Jene wendet die schönen Künste zum Beleben der Hochherzigkeit an. Theater bey den Regimentern, die selbst dem gemeinen Mann historische Begriffe von Menschengröße geben — Gewalt der Dichtkunst in vaterländischen Kriegsgesängen — Beredsamkeit in Proklamationen — Monumente — erhebende Verzierungen des Invalidendoms in Paris — glorreiche Auszeichnungen einzelner Korps, als zum Lohn für bewiesene gute Konduite, an der Spitze der Gefahr zu stehen; wogegen es ein gewisses anderes Heer giebt, in welchem ein Korps sichs rühmt, einst die Begünstigung erhalten zu haben, künftig nicht mehr ins Feld zie-

hen zu dürfen, *) auch einzelner geringer Soldaten, als des Latour d'Auvergne u. a. (Ehrenlegion und Ehrenwaffen darf man hier nicht einmal erwähnen, da es dergleichen an andern Orten auch giebt. Die erstere hat ohnedem mehr einen Zweck für die neue Dynastie, als für das kriegerische Gemüth.) — Diese entzündet die Hoffnung in hundert Beyspielen, wo der Unbedeutende zu nie geahneter Größe hinaufstieg, und des Glückes reiches Füllhorn vor sich ausgeleeret sah.

Was endlich noch der ersten Kathegorie unendlichen Vorschub leistet, ist — die Jugendlichkeit der französischen Heere. Ich kann mich nicht enthalten, hier eine Stelle aus dem Aufsatz: über die Verschiedenheiten des preußischen und franzö-

*) Friedrich dem Großen ward einmal im siebenjährigen Kriege der Befehl an die Officiere vorgeschlagen, beym Treffen Ringkragen, Schärfen und Staatsuniformen zurückzulassen. Kann dem Officier je eine größere Ehre wiederfahren, als wenn er in die Schlacht geht? antwortete der menschenkundige und poetisch blickende Monarch.

sischen Militärs, welcher im preußischen Staatsanzeiger Monat May 1806 befindlich ist, anzuführen. Sie beleuchtet die Verschiedenheit des Kantonwesens und ist voll trefflicher Bemerkungen. Hier folgt sie:

„In Frankreich ist Jedermann der Kon„scription unterworfen, sie trifft den Rei„chen und den Armen, und verschonet kei„nen, der ein waffenfähiger Mann ist. Man „sieht hier wenig darauf, wie viele Zolle „und Striche der Rekrut hat, wenn er „nur gesund, stark und im Stande ist, die „Muskete zu tragen. Wer nicht selbst die„nen will, mag seinen Mann stellen, der „die erforderlichen Fähigkeiten hat; daher „fallen die anderwärts beschwerlichen Wer„bungen der französischen Regierung nicht „zur Last. Da auf diese Art nur die Ju„gend ausgehoben wird, und die Dienstzeit „so kurz ist, daß der Soldat darüber nicht „alt werden kann, so findet man unter dem „französischen Militär keine Greise, wenige „Familienväter und Ehemänner, und wenn „ein Konscribirter für sich einen andern „stellt, so ist er auch in der Regel nur der

„Jüngling, der sich ihm hingiebt. Der „französische Soldatenstand ist nur die Lauf„bahn des Jünglings."

„Daher die große Munterkeit der fran„zösischen Heere; daher der große Hang „zum Vergnügen, der jeden Soldaten elek„trisirt. Ein jeder hält das Vergnügen für „sein höchstes Ziel; er vergißt darüber alle „Beschwerden des Krieges, er vergißt selbst „darüber seine Siege."

„Nie denkt er zurück an Haus und Hof, „an Weib und Kind, an das, was hinter „ihm liegt, sondern immer vorwärts ist sein „Sinn gerichtet. Siege will er erfechten, „sich einen Namen machen, mit einem „Avancement zurückkommen, oder sterben! „Was hat er zu verlieren?"

„Werden auch die Konscribirten häufig „zu den Armeen mit Gewalt und gefesselt „geliefert: kaum hat sie der Gemeingeist er„griffen, sind sie eingeweiht in die allge„meinen Freudengenüsse, so haben sie alles „vergessen, und sie fangen an, des Augen„blicks zu genießen. Bedenkt man, daß „der Südländer überhaupt, besonders im

„Jünglingsalter, eine feurige Imagination „besitzt, daß das Blut rascher durch seine „Adern strömt, wie bey dem Nordländer, „so ists nicht zu verwundern, wenn man „hört, daß diese Heere, diese Masse von „Jugendkraft, Dinge bewirkt haben, die „an die Unmöglichkeit gränzen; daß sie „schon immer da gewesen waren, wo das „bedächtige Alter sich langsam hinbewegte; „daß sie mit den Gemsen in die Wette Fel- „sen erstiegen, die das Alter nur anstaunte; „daß sie in einigen Wochen Länder durcheilten „und das Ziel schneller erreichten, als der „Schneckengang anderer schwerfälliger Ar- „meen vielleicht kaum in Jahresfrist erreicht „hätte; daß sie immer den Angriff machten „und den feindlichen Armeen nur eine trau- „rige Defensive überließen."

„Wenn nun Anführer, die feurigsten, „klügsten, bravsten des Haufens, selbst „jung an Jahren, voll wüthender Ehrbe- „gier, nach Kronen und Fürstenhüten trach- „tend, ihren Feuergeist diesen Armeen ein- „hauchten, wenn ein junger Mann aus ih- „rer Mitte, der sich selbst gehoben, auf der

„höchsten Stufe der Ehre, der Gewalt ste-
„hend, das Ganze belebte: wie war es da
„zu verwundern, wenn die französischen
„Armeen von einem Siege zum andern
„eilten?"

Ein neuer Beleg, wie richtig in Deutschland Schriftsteller urtheilen! Sie finden aber gewöhnlich Mißtrauen, ob es sie gleich (die bessern) nicht verdienen, denn sie haben seit siebzehn Jahren über unser Verhältniß zu Frankreich nur zu viel Wahres gesagt, und mehreremale in eingetroffenen Voraussagungen die Zukunft anticipirt. Das ist ein gediegener Probierstein.

Wenn wir die Jugendlichkeit der Heere betrachten, so denkt fast wohl jeder Deutsche: es hieße Verschwendung der Blüthen einer Nation, und sey ein Verbrechen an der künftigen Bevölkerung, ausschließlich Jünglinge dem Kriege zu widmen. Wirklich scheint das so. Allein hier stoßen wir wieder auf eine Erscheinung, die sich nur mit Mühe, aber doch befriedigend erklärt.

Ueber den eben berührten Umstand, noch die Auswanderungen, das Schaffot, das

gestörte Gewerbe, die Seeunfälle, die Erschütterungen des Assignatenbankerotts, und mehrere andere Dinge erwogen, sollte man doch von einer merklichen Abnahme der Bevölkerung Frankreichs überzeugt seyn. Wer aber, der durch dies Land reiste, hat wohl einen merkbaren Mangel an Menschen gespürt! Man sey doch aufrichtig. Oft kehrten freylich Reisende zurück, die, um sich beliebt zu machen, oder weil sie selbst aus Partheylichkeit nicht richtig sahn, versicherten: Nur Greise und Weiber wären noch auf dem platten Lande zu treffen. Das gehört aber ins Kapitel der vielen Täuschungen, die, ihrer Folgen halber, nicht genug zu bedauern sind. Ich, der ich es nicht über mich erhalten kann, mit Willen falsch zu sehen, bin mir genau bewußt, die Städte und Dörfer, die ich in Frankreich berührte, nicht nur an Einwohnern sehr belebt, sondern auch in einem gewöhnlichen Verhältniß derselben angetroffen zu haben. Die Gassen sind voll muntrer Kinder. Bey den Feldarbeiten giebts sowohl jugendliche als ältere Männer. Sollte ja die Zahl der ersteren

geringer seyn, so ist sie's wenigstens in den österreichischen Staaten noch mehr. Ja, was nun eben das Auffallendste wird: im Posseltschen Taschenbuch auf 1805 wird die Menschenzahl auf eine Quadratmeile in Frankreich vor der Revolution auf 2600, nach dem Frieden von Amiens auf 2651, angegeben. Die Quadratmeile hätte also im Durchschnitt, trotz aller Stürme, 51 Seelen gewonnen. Ich weiß recht gut, daß nicht allen statistischen Angaben aufs Wort zu glauben ist; doch Posselt bemühte sich sorgsam um gute Quellen, die Angabe stimmt auch mit neueren französischen, bey denen man sich jetzt der Genauigkeit befleißigt. Zwar muß hier auch in Anschlag kommen, daß die eroberten Provinzen meistens sehr bevölkert sind, und den älteren Besitzungen im Verhältniß etwas zulegen, aber es sind doch nur die Departements Lys, Schelde, Jemappe und allenfalls Roer, die den alten Durchschnitt überwiegen, andere stehen darunter, deshalb kann es immer nicht 51 Seelen auf die Quadratmeile in der Totalberechnung übertragen, und

man sieht, daß die Bevölkerung seit den Revolutionskriegen zugenommen hat. Dagegen wird im deutschen Reich angegeben: vor der französischen Revolution auf die Quadratmeile 2166⅔, im Jahr 1804 etwa 2046. Welch ein Verlust! Und sicher wird er durch die Umstände des letztern Kriegs noch vermehrt seyn. Auch hier müssen die an Bewohnern vorzüglich reichen Niederlande beachtet werden; doch leuchtet ein, daß ihr Verlust nicht die ganze Verminderung hervorbringt.

Es hat also die Gefahr des Anscheins nicht, mit den aus Jünglingen zusammengestellten Heeren. Vielmehr ergiebt sich, daß die auf diese Art geführten Kriege die wenigsten Opfer kosten. Und das einmal: weil die Jünglinge (besonders, wenn man sie nicht in ungesunde Kleidung zwängt) den Feldkrankheiten weniger blosgestellt sind. — Hierher gehört auch noch, daß, nach ärztlichen Beobachtungen, der Verdruß, mit dem der Soldat, dem keine Hoffnung lächelt, der drückende Härte zu empfinden hat, dem das Andenken an Weib und Kind,

(welche ohne ihn vielleicht nur der Bettelstab erwartet) den Tod doppelt schrecklich macht, ins Feld zieht, eine die Lebenskraft abspannende Potenz wird. Und sicher kann man annehmen, daß in dem Maaß, als eine Armee frohsinniger ausrückt, die Feldspitäler weniger gefüllt werden seyn. Wie viel heilsamer wäre es demnach, die Ursachen der Krankheiten von weitem her zu verringern, als auf Verbesserung der Lazarethanstalten (so nöthig diese in Deutschland auch ist) zu denken.

Ferner: weil mit Jünglingen die Vortheile, welche Strategie darbietet, am ersten zu gewinnen sind. Und strategische Ueberlegenheit führt eher zum Zweck, endet eher den Krieg, als taktische. Bey den Gefechten, die man gut strategisch vorbereitete, ist auch die Entscheidung häufig mit wenigem Menschenverlust zu erkaufen. Das lehrt neuerlich das Beyspiel von Ulm.

Wir Deutschen aber hängen gewaltig an Redensarten und Aussprüchen, die wie eine Wahrheit lauten; besonders wenn man zu bequem ist, durch Nachdenken tiefer in den

Gegenstand zu dringen. Wir sind auch nicht minder geschickt, dergleichen Aussprüche zu erfinden, als (eine in unserm Vaterlande seit Jahrhunderten mit dem erwünschtesten Erfolg betriebene Kunst) einem wahren Reichthum von Schwierigkeiten aufzuhäufen, wo eine Verbesserung zur Sprache kommt. Nämlich in den wichtigsten Dingen, sonst geht sie wohl durch. Das paßt bey uns nicht, heißt es, und die Sache ist abgemacht. Indem wir aber in wenigen Fällen uns des Besitzes von etwas Besserem erfreuen, riethe wohl der kluge vaterländische Eifer, auf das genaueste zu ergründen, ob nicht der fremde Vortheil uns auch anzueignen sey? Sonst bleibt man ja muthwillig hinter ihm zurück.

Von allem, was dem kriegerischen Gemüthe dort Flammen leiht, wähnen wir bey uns nichts entzünden zu können. (Die Ehrbegierde der Officiere ausgenommen, die in einigen deutschen Heeren treffliche Früchte brachte, und fernerhin verheißt.) Und gerade, scheint mir, liegt in der Erkenntniß schon, nicht nur dieselbe, sondern die höhere

Fähigkeit begründet, denn Einbildungskraft bildet weiter aus, was der Verstand in sich aufnahm.

Das deutsche Gemüth müßte, unter ähnlichen Eindrücken, immer noch mehr Tiefe als das französische bekommen. Aber man säumt, weil man bisher zu lange gesäumt hat, und fürchtet die Säumniß nicht mehr einbringen zu können. Ein rasches, von feuriger Hoffnung belebtes Ermannen, ein Aufflug, der alles Zaudern verbannte, bis alles, was voraus ist, eingeholt ward, frommten besser. Jene Furcht, sollte sie dauern, ist vielleicht das größte unserer politischen Uebel.

Freylich liegt das Nächste, was in Deutschland sich thun läßt, nur bey der dritten Kathegorie, und eben da für die zwey ersten schnell nicht viel auszurichten ist, wird es räthlich, hier mit einem uns bisher ganz fremden raschen Streben das Wahre und Gute zu ergreifen.

Was darf aber Philosophie der Kriegskunst als solches anerkennen?

Ohne allen Widerspruch das, wobey die

Zweckmäßigkeit völlig in die Augen fällt, und das geschieht theils durch eine Truppenorganisation, die auf die möglichste Bewegbarkeit zielt. Daß die Franzosen einen bey weitem höheren Grad der Bewegbarkeit erreicht haben, gesteht man ein; es liegt auch am Tage, wie unübersehbar der Vortheil davon ist, dennoch leistet man Verzicht darauf. Es sind zu viele Hindernisse im Wege, bey manchen scheint es, daß sie gar nicht fortzuräumen sind. Gut! eben der Vernunftblick fordert, alles zu berücksichtigen. Nur alles, was Vorurtheil heißt, hinweg!

Da fällt mir zum Beyspiel ein, daß bey der preußischen Armee vorgeschlagen wurde, die Officiers der Infanterie zu Fuß gehen zu lassen. Die Ersparniß an Pferden wäre zwar bequem, jedoch man muß gestehen, daß die Rücksicht, welche diese Neuerung abwieß, klüglich verfuhr. Der Stolz der Officiere würde dadurch gekränkt. Das darf nicht seyn! Der Officier kann immer ein Reitpferd behalten, (daß er bey muntern Kräften bleibe, will auch sein Beruf) des-

wegen aber läßt sich doch eine leichte, und leichtere Organisation, als die französische, einrichten.

Die Franzosen sind leicht, weil sie keine Zelte mit sich führen. Das ahme man in Deutschland ja nicht eher nach, bis erst nur freudige ehrgespornte Jünglinge ins Feld ziehen. Sonst wird das Bivouakiren die Spitäler doppelt füllen. Trägt man aber, wie die Römer (unter Marius) die Zelter bey sich, so sind die Pferde erspart, und der der Gesundheit nöthige Schutz gegen die Witterung wird doch gewonnen. So ist man denn in diesem Betracht besser organisirt, als die Franzosen.

Die Philosophie des Krieges darf sich so wenig für ein System der Gefechtkunst, wie für eins der Strategie mit leidenschaftlicher Vorliebe erklären. Sie hübe sich sonst selbst auf. Von allem aber auszuwählen, was vernünftig als das beste erscheint, ist ihr bleibender Zweck. Es ergiebt sich z. B. bey der Artillerie, daß die Stimmen getheilt sind. Eine sucht, der entscheidenden Wirkung halber, den unfehlbarsten Erfolg bey ihr,

und empfiehlt ihre möglichste Vermehrung. Eine andere, die ihre lästige Beschwerlichkeit und den fordernden Kostenaufwand ins Auge faßt, denkt auf Mittel, ihrer möglichst entübrigt zu seyn. Hier wird man bald den eigentlichen Strebepunkt gewahr, der auch wieder dem Genie die Palästra öffnet. Man muß auf eine Mechanik denken, die die Schwerfälligkeit des Geschützes vermindert, so bleibt das Gute bey, und das Ueble nimmt ab. Daß das unmöglich sey, ist ein durchaus unphilosophischer Einwurf. Wer die englischen Maschinerien, und die Fortschritte der Metallurgie und Chemie (seit der Zeit, daß unsere Artillerie ihre jetzige Verfassung erhielt) betrachtet, muß sich überzeugen, daß es mit den Schwierigkeiten dabey gewiß nichts zu sagen hat, sobald nur gute Köpfe aufgemuntert werden, dem Gegenstande ihre ganze Aufmerksamkeit zu leihen. Die französische Artillerie ist jetzt schon leichter als die unsrige; wir können das hier thun, was dort für die Verbesserung geschah. Allein über dem Verbesserungsgeschäft kommen wir sicher schon weiter. Hier wäre

viel zu gewinnen. Der unbestochne Forscher bebaue dies Feld emsig, und frage allerdings die Sachkunde, aber nimmer das Vorurtheil um Rath. Beyde unterscheidet man leicht, wenn man anders selbst im Besitz intelligenter Freyheit ist.

Ueber die Stellungen herrschen mehrerley Lehrbegriffe. Mancher rühmt die Ausdehnung, wegen des Umfassens, mancher die Centration, wegen der undurchdringlicheren Kraft. Die Methoden der Aufmärsche, Angriffe und Rückzüge sind zahlreich; eben so werden für die Sicherheit der Heereszüge die Regeln mit vieler Ausführlichkeit angegeben.

Manche wünschen wenig, manche viele Reuterey; die Gründe, die sie hier bestimmen, sind jenen bey Gelegenheit der Artillerie ähnlich.

Die Glieder sind seit dem dreyßigjährigen Kriege immerfort vermindert worden. Der Vortheil der größeren Breite eines Treffens bestimmte dazu. Drey sind bey der Linieninfanterie noch gewöhnlich, werden aber im Felde häufig in zwey verwandelt,

wie es beym leichten Fußvolk schon Bestimmung ist. Auf ein Glied trug noch kein Theoretiker an, was befremden muß, da der Mensch vor erreichtem Extrem nicht gern zurückkehrt; doch kann man wohl sagen, daß eine Tirailleurlinie schon weniger wie ein Glied ist. Schlägt das Feuer wakker drein, oder eine gute Reuterey wirft die Einzelschützen nieder, so ist die Linie bald = o.

Die Folardsche Kolonne, welche eigentlich weit hinter die tiefen Pikenier- und Musketierhaufen Gustav Adolphs liegt, aber außer dem Revolutionskriege, wenig Beyfall fand, ward in diesem (aus Nothwendigkeit) wieder beliebt, und fand dann auch bey den Lehrern der Kriegswissenschaften eifrige Vertheidiger.

Meistens indeß lehnt man sich an die neuesten Erfahrungen. Leicht kann es kommen, daß einige mißliche bey der dünnen Linie wieder zu dem Grundsatz führen: lieber die Ausdehnung den der Stärke zu opfern, und daß man ein Glied nach dem andern neuerdings in Vorschlag bringt.

Dies darf alles nicht befremden. Wir wissen, daß in Rom von den ersten Königen an, bis zu den letzten Kaisern, die Taktik sich auch unaufhörlich verwandelte. In ganz früher Zeit stellte man das ganze Fußvolk in eine Art mazedonischen Phalanx, dem die Reuterey zur Seite gesetzt ward. Im Anfange der republikanischen Form wählte man die Manipularstellung mit Zwischenräumen, die durch Ausdehnung der Manipeln zu füllen waren. Dann vertauschte man sie mit der dreyfachen Schlachtordnung, bey welcher die Intervallen nicht durch Ausdehnung der Manipeln, sondern mittelst der zweyten einrückenden Linie ergänzt wurden. Regulus besserte, späterhin Marius, Cäsar und andere. Die Prinzipes, Hastaten, Triarier hatten bald diesen, bald jenen angewiesenen Platz. Merkwürdig ist, daß man endlich zur griechischen Stellung zurück ging. Auch dort bestimmten gewöhnlich die letzten Erfahrungen.

Allein da man vormals und gegenwärtig bey diesen Erfahrungen viel übersah, so konnten sie auch nimmer unfehlbar richtig lei-

ten. Das vernünftige Urtheil sieht ein, daß von der dünnen Tirailleurlinie bis zum Türkenkeil alles gut ist, wenn es nur gerade auf die vorliegenden Umstände paßt.

Gut für den allgemeinen Gewinn der Kunst, wenn die einzelnen Methoden sehr ausführlich und selbst mit Leidenschaft bearbeitet werden, sie aber muß sich den Gewinn mit Auswahl und Vorsicht sondern.

Das ist so schwer nicht, wenn sie sich nur nimmer vom Grundsatz der Zweckmäßigkeit entfernt, und bey jedem Vorschlage frägt: wird das unter den Umständen, welche die Wirklichkeit begleiten, auszuführen seyn?

Ueber die Gränzen der Ausdehnung (insofern noch der Lokalität nicht gedacht wird) liefert der menschliche Körperbau gewissermaßen ein Musterbild. Der Fechter gewinnt am Gebrauch der Kraft, wenn er weit ausholend den Hieb führen kann. Würde er sich aber allzuweit auf die eine oder die andere Seite biegen, verlöre er die Festigkeit des Standes, und könnte dadurch besiegt seyn, daß er einem zu großen Umkreis gebieten wollte.

Der Grundsatz der möglichsten Einfachheit, (die aber ihrem Zweck unveränderlich zustrebt) leitet, so wie überall, auch hier gewiß richtig. Daß vieles bey uns zu komplizirt ist, wer wird es bezweifeln? Zur Einfachheit der huronischen Taktik darf jedoch die unsrige nicht zurückgehen; wir wollen uns ja der Vortheile der Kunst erfreuen. Die wahren, nur die wahren suche man auf!

Das Bild eines einzelnen Fechters, welches schon einigemal gebraucht ward, dient noch in mehrerem Betracht, Grundsätze zu entwickeln. Die leichtere Uebersicht kleinerer Verhältnisse, deren Analogie durch den Anwuchs des Gegenstandes nicht gestört wird, ist in solchen Fällen höchst bequem.

Man sieht unter andern sogleich, daß der Fechter gegen seinen Zweck handelt, welcher sich, nett zu prunken, in eine knappe Kleidung engt, und den Gebrauch seiner Kräfte dadurch beeinträchtigt. Ein Gegner, der sich von jedem Hindernisse befreyt, kann ihm nun bey sonst geringerer Fertigkeit gefährlich werden. Die Anwendung auf ein Kriegesheer fällt in die Augen.

Doch ist der gewohnte Prunk nur mit Vorsicht abzustellen. Wir kennen den Werth des Stolzes. Beym Schwachen muß er durch Eitelkeit genährt werden, bis ein aufgeklärteres Gefühl ihn aus besseren Realitäten schöpft. Die österreichische Armee hat durch das Beseitigen des militärischen Putzes gewiß viel verlohren. Allein zweckmäßiger Kleidung ist ja leicht die Zierde beyzugesellen.

Fechtmeister der französischen Schule üben den Stoß, wie die ungrischen oder polnischen den Hieb. Die Kunst ist immer gut daran, wenn sie ihre Bedingungen aufstellen darf. Uebel wird es aber dem Meister ergehen, der nicht weiß, wie man ihn angreifen will, und dennoch nur in einer Methode geschickt ist. Mit der Abweichung davon ist er gewöhnlich verlohren.

Da nun im Kriege die Bedingung gar nicht gilt, so muß man jede Gefechtart verstehen, um Niemandem einen Kunstvortheil über sich einzuräumen. Um des Himmels Willen kein Vorurtheil der Schule!

In vieldurchschnittner Gegend ist das

Tirailliren das beste; die Ebene kann der Streitart in festen Reihen gekrönten Erfolg geben; um irgend einen furchtbaren Punkt um jeden Preis zu sprengen, wählt man vielleicht am glücklichsten die Form des Türkenkeils. Die Taktik muß also auf alle vorkommende Fälle denken. Bis jetzt ist sie bey uns noch ziemlich einseitig. Die Oesterreicher sahen die Ueberlegenheit ihrer Feinde im Vielgeübten so oft, und verderben dennoch auf ihren Exercierplätzen die Zeit mit manchen Dingen, die im Kriege nimmermehr vorkommen; an andre, die nur auf einem gewissen Terrain denkbar sind, verwendet man sie zu viel.

Ich glaube nicht, daß der Gebrauch, sogenannte schwere und leichte Infanterie zu unterscheiden, nützlich ist. Ein neuerer Schriftsteller sagt mit Recht: keine Infanterie muß schwer seyn.

Infanterie in jeder Fechtart zu gebrauchen, wäre das Vorzüglichste!

Die viele Uebung darf nicht abschrecken. Nur alles von den Exercierplätzen weg, was nicht zum Kriege taugt, und man gewinnt

Zeit genug. Es besteht auch allerdings ein Unterschied zwischen pedantischer und verständiger Uebung. Jene ängstigt sich an der Kleinlichkeit, und macht aus dem Menschen ein bloßes mechanisches Instrument, dem die Begriffe über das, was es ausübt, mangeln; diese wendet sich erst von der gegebenen Einsicht über Erforderlichkeit und Nutzen, zum Bilden der Fertigkeit. Darum werden die Franzosen, ohne viel wiederholtes Exercieren, praktisch brauchbar.

Der Franzose ist aber empfänglicher als der Deutsche! lautet gleich unsre vaterländische Redensart. Freylich muß man bis jetzt hierbey die Achsel zucken. Soll's denn aber immer so bleiben? Ist das Volk, das die Namen Copernicus, Leibnitz, Friedrich II., Kant u. s. w. aufzählt, unfähig? Wir haben gesehen, daß es nur an Hindernissen krankt, die Erbübel von den Vätern sind. Die Natur dieser Uebel zeigt ihre Heilung ja selbst aufs deutlichste an. Nur keine Säumniß!

Man sieht es auf den ersten Blick, daß ein deutsches Fußvolk, bey dem alles Vor-

theilhafte, so wie bey dem Französischen zusammenträfe, das bessere durch seine kräftigere Natur seyn müßte. Wie würde der Fortgang wuchern, wenn das philosophische Streben nur erst begonnen hätte! — Giebt man es aber auf immer auf, so ist nichts leichter, als das Schicksal künftiger Kriege der Deutschen mit Frankreich zu prophezeihen.

Mögte die Stimme des unbekannten Schriftstellers, der hier spricht, doch bis zu den Männern von Bedeutung dringen, und sie einladen, die Angelegenheit der vaterländischen Kriegskunst einmal aus seinen Gesichtspunkten anzusehen.

Bis jetzt haben wir die Revolution der Kriegskunst, die durch die französische politische hervorgebracht ward, (deren erste Spuren aber im nordamerikanischen Krieg, auch in den letzten Jahren des siebenjährigen, zu suchen sind, weil schon Prinz Heinrich und Herzog Ferdinand die Fesseln der Steifheit wegzuwerfen suchten) so vielen Nutzen ihre Ausbeute uns bringen könnte, (wahrlich, die ganze Selbsterhaltung hängt daran) so gut als nicht beachtet. Und, wie beredt

sind wir, die Vorzüge eines Tituskopfs, oder eines Damentoilettengegenstandes anzupreisen, die uns Paris zuschickt.

Es ist ein höchst widriger und in der That unnatürlicher Anblick, den germanischen Kolossen gebeugt dastehen zu sehen. Nicht das mangelnde Rückenmark, nicht die schlaffe Siechheit der Muskeln drücken sein Haupt herab. Er darf nur wollen, und die eigne Kraft erhebt ihn zur herkulischen Stattlichkeit. Das Vorurtheil weg! Es gilt ja eigentlich blos diesen Entschluß.

Notizen

über die

kaiserlich-königliche Armee an der Donau bis zur Kapitulation von Ulm.

Die österreichische Armee war seit dem September nach und nach bis an die Donau vorgedrungen; sie stand unter dem Befehl des F. M. L. v. Mack, nachdem der Kaiser sich Mitte Septembers von derselben entfernt hatte, um in Preßburg den Landtag zu eröffnen. Der Erzherzog Ferdinand befand sich ebenfalls bey der Armee, und war dem Oberkommando mehr beygegeben, als untergeordnet. Die Stellung, welche unsere Armee anfangs eingenommen hatte, war mit dem rechten Flügel gegen Ulm, mit dem linken gegen Memmingen; eine Ausdehnung von 6 Meilen. Das

Hauptquartier war in Mindelheim. Generallieutenant Fürst Schwarzenberg hatte die Avantkorps jenseits der Iller, und dehnte seinen linken Flügel bis Lindau aus, welches eine Befestigung erhalten sollte, wovon der Brückenkopf bereits vollendet war. General Jellachich stand mit einem Korps im Vorarlbergischen, und General Kienmayer mit einem andern bey Donauwerth. Die Stärke der Armee betrug 100 Bataillons und 92 Escadrons, das Korps von Kienmayer ungerechnet, das damals noch sehr schwach war.

Den 7ten Oktober kam das Hauptquartier nach Ulm; allein auf die Nachricht, daß die Franzosen bey Donauwerth über die Donau gegangen wären, und bey Wertingen das Korps des F. M. L. Auffenberg auseinander gesprengt hätten, wurde dasselbe in der Nacht vom 8ten zum 9ten nach Günzburg verlegt. Der rechte Flügel der Armee dehnte sich nun an Günzburg; der linke an Ulm, drey Meilen davon. Das Korps des Generals Jellachich wurde beym Abmarsch der Armee auf Wagen eiligst vom

Bodensee heraufgeholt, um die Gegend von Ulm zu besetzen.

Den 9ten Oktober beschloß General Mack, sich auf das linke Donauufer zu begeben. Der Feind griff aber die drey über den Fluß führenden Brücken an; die eine bey Leipheim, die beyden andern bey Günzburg, und forcirte die untere von Günzburg, woselbst die französischen Grenadiere unter dem Musketenfeuer vom rechten Ufer über die Querbalken der abgetragenen Brücke giengen. Durch diesen Uebergang des Feindes sah sich der F. M. Lieutenant bewogen

den 10ten mit der Armee nach Ulm aufzubrechen. Er gieng in der Stadt über die Donau, und bezog auf dem linken Ufer die da befindliche feste Stellung, mit dem rechten Flügel an Ulm, mit dem linken an die Blau. Der General Kienmayer war nun von der Armee getrennt, und erhielt den Befehl, sich gegen den Inn an den General Kutusow zurückzuziehen, welches er auch ausführte, und auf dem Marsch mehrere kleine zerstreute österreichische Korps an sich zog, wodurch er sich beträchtlich verstärkte.

Den 11ten Nachmittags griff der General Dûpont die Stellung des Generals Mack in ihrer ganzen Länge an, wurde aber an vielen Punkten mit Erfolg zurückgeschlagen. Als sich die Franzosen zurückgezogen hatten, rückte die kaiserliche Armee wieder in ihre alte Stellung zwischen Ulm und der Blau ein. Nach diesem Vortheile, den der General Mack für einen vollständigen Sieg hielt, wurde das Benehmen dieses Feldherrn immer schwankender. Er zerstückelte die Armee immer mehr und mehr durch Detaschirungen, und ermüdete die Truppen durch Hin- und Hermärsche. Durch diese Maaßregeln befand sich zwar überall eine räumliche Besatzung, aber nirgends eine Stärke.

Den 12ten Abends lief die Nachricht ein, daß ein starkes Korps Franzosen unter dem Kaiser selbst bey Leipheim über die Donau gegangen sey, und sich bey Weißenhorn auf die Kommunikation nach Tyrol setze. Es wurde in Ulm ein Kriegsrath gehalten, und ob es gleich leichter war, die Armee der immer mehr und mehr wachsenden Uebermacht des Feindes, auf der Straße

nach Tyrol zu entführen, zumal da Memmingen mit 10 Bataillons besetzt war, oder über Regenspurg (?) nach Böhmen; so drang der General Mack doch mit seiner Meynung durch, die Armee über Nördlingen nach Böhmen marschiren zu lassen. Der General Werneck, der nach der alten Schlachtordnung die Reserve der Armee kommandirt hatte, war vorher nach Heydenheim detaschirt, um das Pußarthsche (?) Korps auf seinem Rückzug zu ersetzen. Nach dem Beschlusse des Kriegsraths sollte dieser General nun die Avantgarde bilden, und ihm

den 14ten die Hauptarmee bis Wangen folgen. Der General Jellachich wurde wieder längs dem linken Donauufer detaschirt. Man hoffte, durch die Versendung dieses Generals einen doppelten Zweck zu erreichen, nämlich die Pässe nach Tyrol zu decken, und vereint den Feind über den eigentlichen Abmarsch der Armee irre zu führen. (! —) General Riesch mußte mit einer andern Truppenabtheilung auf dem linken Donauufer abwärts gehen, die hergestellten Brükken zu zerstören, und dem Centrum bey dem

Abmarsch nach Böhmen die rechte Flanke zu decken. Der General Mack folgte den $\frac{13}{14}$ten Nachts nicht mit der Armee. Ein Spion soll ihn durch die falsche Nachricht irre geführt haben, daß eine Empörung in Paris ausgebrochen, die Engländer (?) in Boulogne gelandet, und im Anmarsch wären. Der Feind hingegen, welchem die Bewegungen der kaiserlichen Armee kein Geheimniß geblieben waren, gieng den 14ten bey Ehingen und Leipheim über die Donau zurück, und warf den General Riesch wieder gegen Ulm. Der General Werneck aber war abgeschnitten, und die Straße nach Albeck gesperrt. Da der General Mack alle Märsche des Feindes für Anstalten zu einem allgemeinen Rückzuge nach Frankreich hielt, so warf er sich auf keine der französischen Kolonnen, welche insgesammt einzeln bey ihm vorüberzogen, sondern begnügte sich, im festen Vertrauen auf seine erhaltene Nachricht, einzelne Partheyen auszuschicken, dem abgehenden Feinde nachzusetzen. Ob nun Ulm den Abend schon so fest vom Feinde eingeschlossen war, daß nur noch die Straße

nach Ehingen offen blieb; so wich der General Mack doch nicht von der Behauptung: den andern Morgen werde kein Franzose mehr zu sehen seyn. Selbst die dringendsten Vorstellungen der Generalität, selbst die Heftigkeit des Generallieutenants Schwarzenberg, konnten es nicht dahin bringen, die Armee auf dem einzigen Auswege über Ehingen, dem unvermeidlichen Unglück zu entführen. Alle diese Gründe wurden mit Vorzeigung der kaiserlichen Vollmacht zurückgewiesen, kraft welcher dem General Mack die Gewalt ertheilt war, nach eignem Gutachten zu verfügen und zu verhandeln. Nur der Erzherzog Ferdinand verdankte die Rettung seiner Person und eines Theils der Armee der wenig subordinirten Lage, in welcher er sich gegen den Feldherrn befand. Er verließ Ulm noch in der Nacht mit 12 Kompagnien und schlug die Straße nach Geißlingen ein. Unterwegens schlossen sich verschiedene Truppenabtheilungen, welche theils zu Streifkommandos, theils zu dem zersprengten Werneckschen Korps gehörten, an ihn an, und er gelangte mit diesen wenigen

Truppen den 21. Oktober zu Eger an. General Mack schrieb noch in der Nacht seine Ueberzeugungen nieder, und wich nicht von der Zuversicht auf die Aussage des Spions, ob sich dieser gleich den andern Tag nicht einfand, um der Verabredung gemäß, den Beweis seiner Aussage zu bringen. Tausend Dukaten sollten diesen Dienst belohnen, er begnügte sich mit 50 Friedrichsd'or, welche ihm der bloße Bericht ohne Beweis eingebracht hatte.

Den 15ten. Die Straße nach Geißlingen war gleich nach dem Abzuge des Erzherzogs vom Feinde besetzt worden, und Ulm von allen Seiten eingeschlossen. Die Franzosen griffen den Michelsberg an, der eine an sich sehr mangelhafte Verschanzung hatte, welche noch durch die anhaltenden Regengüsse so sehr zerweicht war, daß das Geschütz nicht auf dem Banket stehen bleiben konnte, sondern neben den Werken placirt werden mußte. Der Michelsberg ward genommen; allein ohne Erfolg blieb die Kühnheit des Major Vedel vom 17ten leichten Infanterie-Regiment, welcher sich in das offene Thor vor

Ulm warf; ohne Unterstützung ward er mit seinen Leuten umringt, und vom Grafen von Leiningen gefangen. Nach dem Verlust des Michelsberges war die österreichische Armee innerhalb der Mauern von Ulm eingeschlossen, und die Stadt von den dominirenden Höhen zu jeder Stunde einem Bombardement oder einem Sturm ausgesetzt. Der Feind forderte Ulm noch denselben Abend auf, es erfolgte aber eine abschlägige Antwort. Denn selbst diese Schritte konnten den General Mack noch nicht von dem Wahne über den Abmarsch der Franzosen abbringen (! ? —)

Den 16ten ließ Napoleon aus einigen Batterien Ulm beschießen. Nach 2 Stunden wurden die Unterhandlungen eröffnet. Fürst Lichtenstein verfügte sich zuerst zum Kaiser, und benahm sich mit soviel Klugheit, daß er ihn bestimmte, die Stadt unter der Bedingung zu übernehmen, daß die Besatzung freyen Abzug nach Böhmen erhalten sollte, jedoch während dieses Krieges die Grenzen der österreichischen Monarchie nicht verlassen dürfe. Durch diese Kapitulation wären die Streitkräfte der Armee nicht zer-

trümmert, sondern nur gelähmt gewesen; denn sie konnte auch zur Besatzung im Lande Dienste leisten. General Mack setzte die Unterhandlungen fort, und so unglücklich, daß sie sich mit der bekannten Kapitulation von Ulm endigten. Die Uebergabe war auf den 25sten festgesetzt; allein nach einer Unterredung gelang es dem Kaiser Napoleon, dieselbe vom General Mack schon am 19ten zu erhalten.

Den 20sten defilirten die österreichischen Regimenter vor dem Kaiser vorbey und streckten hernach das Gewehr.

Fortsetzung
der Beyträge zur Geschichte der beyden ersten schlesischen Kriege u. s. w.

Hier ist ein Brief wie ihn Jemand — kein geübter Briefsteller — gleich nachdem er sich tapfer geschlagen, den Degen eingesteckt und vom Pferde gestiegen, an einen hochverehrten Vater schreibt.

Hauptquartier Rohnstock d. 4. Juny 1745.

Durchlauchtigster Fürst!
Gnädigster Herr Vater!

Diederich, Moritz (Brüder Maximilians) Willhelmchen (ein junger Anverwandter in seinem Gefolge) und ich, sind Gottlob! recht gesund aus der heutigen gloriösen Action der preußischen Armee gekommen.

Der König hat Alles recht gut vorhergesehen, gute Dispositions gemacht, und ist überall selbst mit gewesen, welches denn einen jeden, solchem Exempel zu folgen, animirt; auch ist gewiß, daß durchgehends von jedem alles so observirt worden, daß Sr. Königl. Majest. Dero gnädigste Approbation gegeben.

Sr. Königl. Majest. sahen gestern Nachmittags, daß die feindliche Armee bey Hohenfriedberg und bey Rohnstock aus dem Gebirge marschirte, worauf sie sogleich Ordre gaben, daß die Armee Abends 8 Uhr aufbrechen sollte. Wir kamen mit selbiger heutmorgen 2 Uhr vor Strigau an, und blieben stehen bis es Tag wurde, glaubten aber, daß die feindliche Armee, nach den Wachtfeuern zu urtheilen, sich bis Rohnstock erstrecke. Da es aber Tag ward, fieng eine feindliche Batterie an, vom höchsten Berge jenseits Strigau, auf unsre Avantgarde zu feuern. Der König marschirte mit der Armee auf eine nahe dabey gelegne Höhe, unter welcher sich die Sachsen in großer Eil formiren wollten, wir

aber wurden mit dem rechten Flügel unserer Kavallerie und etwas Infanterie eher fertig. Meine beyden Herrn Brüder, mit den 6 Grenadier-Bataillons rechten Flügels, mußten Possession von einem Holze nehmen, woran die Sachsen standen, welches sie obligirte, es zu verlassen. Die Grenadiere litten viel hierbey, insonderheit die von Ew. Gnaden Regiment. Der arme Korf und Dinkgraf sind todt, und Heyden blessirt. (Die drey Hauptleute der drey Grenadier-Kompagnieen, letzterer nachmaliger tapferer Kommandant von Kolberg) Wir haben die Sachsen recht getrieben, von einem Holz zum andern, und von einem Posten zum andern; insonderheit hat mich recht sehr erfreuet, daß ich die Ehre gehabt, mit Ew. Gnaden Regiment, mit geschultertem Gewehr, die Sachsen ohne zu schießen, und daß sie sich auch nicht getrauten auf uns zu feuern, aus einem Holz zu vertreiben.

Unsere Kavallerie hat auch überaus gut gethan, wie sie denn auch die Oesterreicher,

welche sie gleich geschmissen, vollkommen überwunden. Insonderheit haben die Bareuthischen Dragoner unter Anführung des General Geßler überaus gut gethan, und auf die österreichische Infanterie getroffen, von welcher sie 62 Fahnen erbeutet. Ueberdies haben wir auch noch einige Fahnen, 5 Standarten, ich weiß selber nicht, ob 4 oder 6 Paar Pauken, an die 30 Kanonen, und wird geglaubt, zwischen 4 bis 5000 Gefangne, wovon ich aber noch keine Gewißheit habe.

Wie ich auf dem Wahlplatz gesehen, möchten wohl zwischen 3 und 4000 vom Feinde daselbst gelegen seyn, unter welchen die Generale Thüngen und Hohenembs, von den Sachsen die Obristen Bestenbostel und Schönberg. Der General Forgatzsch von den Oesterreichern ist gefangen, und läuft so eben die Nachricht ein, daß die Generale Berlichingen und St. Ignon, so hart blessirt, gefangen nach Strigau gebracht worden. Der General Schlichting von den Sachsen ist auch ge-

fangen. Von den unsrigen ist der General-Lieutenant Graf Truchseß mit einer Kanonenkugel erschossen. Der Obriste Kahlbutz, und die Obrist-Lieutenants Döring und Bestkow sind auch todt. Der General Bornstätt, die Obristen Schwerin, Podewills, Hobeck, Münchow, sind blessirt, auch der Obrist-Lieutenant Hausen und noch viel andre, wovon künftig in aller Unterthänigkeit die Liste übermachen werde. Ich glaube nicht, daß wir in allem bis 2000 Mann todt und blessirt haben werden, um welche jedoch sehr Schade, denn diese sehr brave Leute nicht wieder zu ersetzen sind; sie haben abermals, und heut durchgehends, überaus gut gethan. Es ist dieses eine solche Action gewesen, die mit den beyden vorigen nicht zu vergleichen ist, indem man hier wegen des verschiednen Terrains gleich hat müssen andere Dispositions machen.

Diedrichen ist ein Pferd blessirt, und auf das Stichblatt des Degens ist ihm eine Kugel gekommen. Von Ew. Gnaden Mus-

ketier-Kompagnieen sind sehr wenig, ich glaube nicht 10 Mann, todt. Ich ersterbe mit aller Treue Ew. Gnaden ganz unterthäniger gehorsamer Sohn und Diener,

Leopold Maximilian,
Erbprinz zu Anhalt.

Wir lassen nun eine Relation in französischer Sprache von einem militairischen Diplomatiker folgen, welche zwar gegen die obige deutsche sehr abstechen, jedoch aber, wie wir hoffen, ihr nicht allen Werth rauben wird.

Bataille de Friedberg,

par Mr. le Marquis de Valory. (Augenzeuge, damals französischer Gesandte bey König Friedrich II.)

Le Roi de Prusse étoit campé le 3 Iuin 1745 sa gauche à Schweidnitz et sa droite au village de Iauernick, faisant façe aux montagnes, qui sont entre la Silésie et la Bohème. Vers les 4 heures du soir S. M. revint à sa tente ayant été lui même reconnoitre les ennemis. Ne pouvant douter de leur entrée en Silésie, et même de la jonction des Saxons à l'armée Autrichienne, ce Prince en mettant pied à terre donna l'ordre de marcher à huit heures; ce qui fut exécuté avec une promptitude et une volonté incroyable, chaque soldat, et à plus forte raison chaque Officier, n'ignorant pas que l'on alloit à l'ennemi.

Toute l'armée Prussienne se mit en marche par sa droite, et je puis assurer qu'à dix heures elle avoit déja fait un

grand mille d'Allemagne. Cette armée marchoit vers Strigau, où il se trouva un grand défilé et qui eut tenu beaucoup plus de tems à toutes autres troupes qu'aux Prussiénnes accoutumées à la patience et à une discipline extraordinaire. Il est à observer, que quoi qu'on eut renvoyé à Schweidnitz les plus gros bagages, il restoit encore dans la marche, tout ce qu'il falloit pour l'embarasser, comme, un nombre considérable de canons, sans compter ceux qui ne quittent pas les régimens. Cependant le défilé fut entièrement passé au crépuscule du matin, les deux lignes de cavalerie et d'infanterie marchant parallèlement l'une à l'autre et aux montagnes.

Le Roi de Prusse, qui avoit observé des lignes de feu toute la nuit, étoit fondé à croire que les ennemis après avoir débouché des montagnes sur plusiers colonnes, s'étoient rangés en batailles le long des dites montagnes, et vis à vis les différens débouchés, dont

ils s'étoient servis pour entrer dans le pays-plat de la Silésie; mais cette conjecture, toute raisonnable qu'elle étoit, ne se trouva pas juste, comme je l'expliquerai par la suite, après que j'aurai parlé de la disposition des ennemis autant que j'ai pû l'apprendre, par ce qui m'a été dit, et que j'ai pu juger par la conduite qu'ils ont tenue pendant l'action.

Il est cependant à propos d'observer que le Roi de Prusse avoit pris la précaution, de se faire précéder dès le jour même qu'il étoit arrivé à Schweidnitz par une avant-garde considérable, composée de 6 bataillons et de 28 escadrons, qu'il avoit fait marcher dès le 2 de très bonne heure; 10 escadrons qui se porterènt encore entre cette avant-garde, commandée par le général Du Moulin et la droite de son armée.

Cette avant-garde étoit marchée aussi la nuit du 3 au 4, à dessein de prévenir les ennemis et de s'emparer de la petite ville de Strigau. Elle fit

mieux; elle la laissa un peu derrière sa droite et occupa les hauteurs qui la joignent.

Le Duc de Saxe-Weissenfels, qui commandoit les Saxons, les quels formoient la gauche de l'armée ennemie, sortit à trois heures et demi du château de Rohnstock où il avoit couché, pour mettre les Saxons en marche et gagner le poste de Strigau. A la même heure précisement, la canonade commença par le Général Du Moulin, qui vit devant lui une troupe ennemie, qui avoit sans doute précédé les Saxons, dans le dessein de s'emparer des hauteurs, où se trouvoit déja placé le Général Du Moulin. On a lieu de croire, que le Duc de Weissenfels ainsi que le Prince Charles n'avoient crû avoir à faire qu'à cette avant-garde et espéroient non seulement de la prévenir dans l'occupation du poste de Strigau, mais encore de battre ce corps tout à leur aise; ce qui fait penser que les ennemis ignoroient la marche du

Roi de Prusse, c'est qu'il est constant que le Prince Charles ne monta à cheval qu'à 5 heures et avec beaucoup de précipitation; la canonade commença donc à 3 heures et demi de la part de Monsieur Du Moulin et il en étoit plus de quatre quand les ennemis y répondirent.

Cependant les Saxons se formèrent, faisant la gauche de l'armée ennemie, leur gauche tirant à peu près vers la petite ville de Strigau et en face des troupes du Général Du Moulin et de la droite de l'armée du Roi de Prusse, qui se forma en arrivant, en appuyant sa droite à l'avant-garde de Du Moulin, de sorte qu'à mésure que les Saxons arrivoient et se formoient, selon la ligne que j'ai tâché de représenter, les troupes Prussiennes étoient obligées pour leur faire face de se ranger de même, de manière que le centre et la gauche furent obligés de faire un grand quart de conversion, et qu'au lieu qu'étant en bataille comme le Roi les avoit mis

à la petite pointe du jour faisant face aux montagnes, l'armée par ce quart de conversion y appuya quasi sa gauche.

Les gens de guerre comprendront assez la difficulté de cette manoeuvre, sur tout par les deux tiers d'une Armée considérable; et il paroit probable que si le Prince Charles s'étoit trouvé en bataille avant que le Roi de Prusse l'eut pû achever, ce Prince n'en seroit jamais venu à bout, et eut couru le hazard d'être renversé par des troupes, qui sont infiniment inférieures aux siennes par toutes les qualités qui caractérisent de bons soldats. I'ai veu cette infanterie courir, et faire une file, quoiqu'en ordre, de plus d'un quart de lieue de France, arriver et se former à mésure, quoique la ligne commencée par la droite marcha toujours en avant sans s'arrèter, mais à la vérité lentement. C'est dans cette occasion que j'ai vu le Roi de Prusse grand, et plus occupé des moyens de faire réussir son entreprise, que des suites d'un évènement

qui étoit pour lui de la plus grande conséquence. Ce prince formoit lui même sa ligne et donnoit ses ordres avec un sang froid admirable, sans être en aucune façon occupé du danger de son opération, quoi qu'il l'apperçut dans toute son étendue: il voyoit les ennemis s'augmenter et s'étendre considérablement par leur droite, et former une ligne d'un grand front.

Ce fut dans ce tems critique, qu'après avoir dépéché tous les Officiers d'ordonnance, ses Adjudants Généraux, et même le Prince Henry son frère, et qu'étant seul avec lui et Mr. de la Tour, et connoissant l'importance de faire occuper le village de Halbendorff par son infanterie et d' y appuyer sa cavalerie de la gauche; il me pria avec les termes les plus aimables, de faire avancer cette même cavalerie, et de lui faire prendre la gauche de son infanterie. Il est a observer qu' il n' y avoit pas de tems à perdre, et que les ennemis commençoient déja à déborder

par leur ligne, ce qui étoit formé de celle du Roi de Prusse; à la vérité dans un éloignement qui laissoit espérer, que vû la diligence que faisoit l'infanterie Prussienne, elle parviendroit à se mettre en ligne avant que celle des ennemis eut été en état de la joindre, par l'extrémité de sa droite; mais il est apparent, que si elle eut toujours avancé comme a fait la Prussienne en se formant, cette dernière auroit eu peine à s'arranger dans un aussi bel ordre.

Pendant cet intervalle, l'aile droite de la cavalerie Prussienne étoit engagée: la droite de l'infanterie jusqu'au centre l'étoit de même. La cavalerie Prussienne pour charger la Saxonne se trouvoit obligée de prèter le flanc à l'infanterie, qui étoit postée dans un petit bois. Deux ou trois bataillons de grenadiers furent employés pour l'attaquer, en même tems que la cavalerie s'ébranloit pour charger, et attiroit à elle le feu que les battaillons auroient infailliblement essuyés.

Cette aile de cavalerie renversa les Saxons en très peu de tems; les grenadiers chassèrent l'infanterie qui étoit dans ce bois, pendant que la ligne avançoit toujours, en faisant feu sur celle des ennemis. Le désordre fut partout dans les troupes de Saxe; des escadrons Prussiens entrèrent dans quelques bataillons, et en sabrèrent beaucoup.

Le Roi de Prusse qui après avoir pourvu à sa gauche, s'étoit porté à la droite, traversant le centre et apperçevant ce qui s'y passoit, dit à Mr. de la Tour: la bataille est gagnée, et en même tems, il ordonna que plusieurs escadrons de la droite se portassent dans la plaine, pour prendre les ennemis en flanc et en dos. Cette manoeuvre diligenta la retraite des Autrichiens qui formoient le centre, et la droite de leur armée.

J'ai parlé de la difficulté que la gauche des Prussiens a eu de se former, et je n'ai rien dit de la seconde ligne qui ne le fut jamais dans son entier.

Ie dois ajouter á tout ce que j'ai dit ci-dessus sur cette partie, que malgré les efforts et la diligence qu'a employé cette respectable infanterie, il s'est formé un vide considérable dans son centre de la gauche. Cet inconvénient a donné lieu à une des plus brillantes actions qui se soyent faites à la guerre. Dix escadrons de Bareuth dragons qui étoient en reserve, se sont trouvés vis à vis ce vide de l'infanterie, et souffroient également du feu du canon et de la mousquéterie des Autrichiens. Le général qui les commandoit, non seulement remplit ce vide, mais marcha l'épée à la main contre l'infanterie qui lui étoit opposée, renversa 16 bataillons des meilleures troupes de l'armée ennemie, qu'on a lieu de juger telles, parceque ce furent elles qui firent le plus de contenance, en tua beaucoup, et ce régiment revint avec 70 drapeaux enlevés à ces différens régimens.

La cavalerie Prussienne de la gauche (quoiqu'en nombre inférieur de moitié,

et ne faisant qu'une seule ligne pour n'être pas débordée) chargea l'Autrichienne avec tant de vigueur, qu'elle ne fit point de résistance; hormis quelques escadrons, qui après avoir été culbutés se sont ralliés, et ont essuyé de la part des Prussiens à chaque fois de nouvelles charges. Tout fut en déroute, et l'infanterie Autrichienne peut se vanter de n'avoir pas approché de la Prussienne plus près que de 300 pas. Elle se mit en fuite de tous côtés, sans rendre de combat, autre que celui de quelques décharges de fusils et de canons. Le Roi de Prusse a eu la satisfaction de voir qu'aucune de ses troupes n'a plié, pas même tourné la tête en arrière, et que sa perte est bien petite pour une aussi grande victoire, qui n'a été disputée qu'autant de tems qu' il en a fallu pour ranger l'armée en bataille.

L' attaque de la droite a commencé à quatre heures ou environ, celle de l'aile droite de l'infanterie à peu près à cinq, l'aile gauche à sept, et a huit

toute l'armée ennemie étoit en fuite; elle fut suivie dans le plus grand ordre, et il est a présumer, que sans l'extrème fatigue où toute l'armée victorieuse a dû se trouver après une marche, qui avoit duré toute la nuit, elle eut suivi de plus près, et atteint les fuyards dans les défilés par les quels ils étoient obligés de passer, pour gagner les gorges des montagnes par où ils étoient venus, dans la grande confiance que l'armée du Roi de Prusse étoit reduite à rien et facile à défaire. Ce Prince n'a rien ignoré de cette présomption, et a même cherché à la fortifier en cachant dans des fonds une partie de son armée, lorsqu'il étoit campé à Schweidnitz et que les ennemis pouvoient l'observer du haut des montagnes. Il a s'u aussi le partage qui étoit fait de la Silésié, dont les Saxons devoient avoir la partie qui est de leur convenance, pour communiquer avec la Pologne, telle que la principauté de Sagan et le duché de Glogau; il n'a pas ignoré qu'ils

avoient amassé pour cela un gros magazin et des pièces de batterie pour faire le siège de cette place.

Rien n'a manqué au Roi de Prusse de ce qui peut caractériser une victoire complette; puisque, sans ce que j'ai rapporté ci-dessus de la médiocre perte que ce prince a faite, on lui a présenté 76 drapeaux, 8 étendarts, 8 paires de timbales et 63 pièces de canons, 9000 prisonniers, dont 5000 sont blessés. On fait monter la perte des ennemis tant tués que blessés, prisonniers et déserteurs, entre 18 et 20,000 hommes.

Ie me dispense des Officiers Prussiens qui se sont distingués; la justice que le Roi leur maître leur a rendue, et les éloges dont il les a honorés sont d'un prix qui ne pourroit être qu' affoibli par les louanges d'un particulier. Ie me bornerai à dire, que tous les chefs se doivent mutuellement des complimens; mais je dois aussi le témoignage de mon admiration à la valeur du Prince

de Prusse, qui a chargé à la tête de sa brigade. La réponse que me fit ce Prince, ajoute encore à la beauté de son action. Sur ce que je lui marquai ma ſurpriſe, de la manière dont il s'é-toit exposé: „Monsieur, me dit-il, j'ai „crû devoir montrer aux honnètes gens „que je commande, que je ne suis pas „indigne d'étre leur compagnon." Le Prince Henry a servi d'aide de camp au Roi son frère, et a mérité de ce Prince les suffrages les plus flatteurs par son courage et son intelligence.

Erbprinz Maximilian

an ſeinen Herrn Vater. Im Lager bey Friedland, den 11ten Juny 1745.

Ew. Gnaden habe letzt die Ehre gehabt zu melden, daß die Armee hieher marſchiren würde, welches denn auch vorgeſtern geſchehen. Wir erwarten hier das Brodt, alsdann wir dem Feinde folgen werden. Dű

Moulin *) ist mit seinem Korps zwey Meilen voraus und stehet bey Starckstadt. Die Feinde, sowohl Oesterreicher als Sachsen, haben bey Skalitz gestanden, ziehen sich aber immer weiter zurück. — Die Listen der todten und blessirten Officiers kommen mit deren Namen anbey, von den Gemeinen aber nur mit Ziffern u. s. w. —

N. S. Ew. Gnaden bitte ganz unterthänig um Vergebung, daß mein Sekretarius in den Listen die Infanterie nach der Kavallerie gesetzt hat. Es ist aber zu spät, solche wieder abschreiben zu lassen. Weil so eben die Post weggehet, so habe dieselben in dieser Gestalt abschicken müssen.

---

*) Dieser General Dü Moulin war in allen Feldzügen Fürst Leopolds in Italien und den Niederlanden sein erster Adjutant gewesen. Von seinen übrigen Adjutanten, wenigstens in den Niederlanden, sind ein gewisser von Leps, auch im Jahre 1745 General, nebst einem von Winterfeld bekannt. Bey Kesselsdorf war ein Hauptmann Groschopp, ehemaliger Feldwebel, sein Adjutant, nebst einem von Kleist, wenn Verfasser nicht irret.

Dieser Brief ist des Nachschreibens wegen aufgenommen, weil es eine Eigenheit in Leopolds Charakter zeigt. Er war dermaaßen von den großen Vorzügen des Fußvolks eingenommen, daß er die Reuterey beynah für eine unnütze Last der Heere hielt. In seiner Gegenwart durfte sich Niemand unterfangen, die Reuterey vor dem Fußvolke zu nennen; schriftlich wäre das Verbrechen noch schwerer gewesen. In andern Diensten, besonders Kayserlich-Oesterreichischen, war der Vorrang der Reuterey entschieden, welches Leopolden, dem ausschließlich starken Infanteristen, von jeher ein Aergerniß gewesen war. Großthaten der Reuterey, wie die, welche er von dem Dragoner Regiment Bonin bey Kesselsdorf noch in diesem Jahre erleben sollte, hatte er in der langen Reihe seiner Erfahrungen, wie es scheint, nicht gesehen, und vielleicht befürchtete gegenwärtig sein Sohn, er habe von dem ganz ausserordentlich tapfern Betragen des Regiments Bareuth mit zu vieler Wärme gesprochen.

Ebenderselbe an Ebendenselben

im Lager bey Sorr den 2ten Oktober 1745.

Ew. Gnaden werden hoffentlich meinen vom Champ de Bataille abgeschickten Zettel durch den Hauptmann von Möllendorf wohl erhalten haben. Jetzt unterstehe mich in aller Unterthänigkeit die Relation der ganzen Action beyzuschließen. Unserm Herr Gott sey ewig Lob und Dank gesagt, für diese große uns erzeigte Gnade, und habe ich insonderheit seinen heiligen Namen zu preisen und zu danken, für die vielen mir an diesem Tage erwiesenen Gnaden *). Die Ordre de Bataille unsrer kleinen Armee füge ich anbey, ingleichen das, was detaschirt gewesen. Fünf Bataillons unter dem General Schlichting waren theils die Arriergarde zu machen, theils die Dörfer und Büsche zu besetzen kommandirt, sind also nicht zum Treffen gekommen. Der

---

*) Mehr sagte er seinem Vater nicht, von dem er wohl wußte, daß derselbe verstehen werde, was er hierunter anzudeuten suche, in der Folge auch von andern darüber belehret werden würde.

General-Lieutenant Lehwald kam mit seinem Korps ein wenig zu spät an, hat also auch nicht getroffen.

Was todt und blessirt worden, geruhen Ew. Gnaden gleichmäßig aus den beyliegenden Listen zu ersehen. Prinz Albrecht von Braunschweig ist durch drey Kugeln, davon eine durch den Kopf, getödtet. Der General-Major Schmettau ist auch in den Kopf geschossen, und man weiß noch nicht, ob er sterben oder davon kommen wird. Eine feindliche Ordre de Bataille, die auf dem Champ de Bataille gefunden worden, kommt gleichermaßen anbey. Prinz Ludwig von Braunschweig (in Oesterreichschen Diensten) soll sehr gefährlich blessirt seyn, so wie auch unser Prinz Ferdinand von Braunschweig eine starke Kontusion am Ober-Bein bekommen. Es ist also eine fatale Action für diese drey Herrn Brüder gewesen.

Meine vier Bagage-Wagen, mit Allem was darauf, habe ich verloren; der Schade möchte wohl 4 bis 5000 Rthlr. betragen,

ich verliere sie aber mit Freuden, da mir der große Gott, wie bereits oben gesagt, so viel Gnade erzeigt*); sie sind in Nadastis Hände gefallen, der die ganze Zeit mit 5 Husaren-Regimentern nebst Ungarischer Miliz eine halbe Meile weit von unserm linken Flügel gestanden, sobald aber die Action angefangen, gleich in die Bagage gefallen ist. Die feindliche Armee hat gestern Abend noch bey Jaromiers gestanden. Unsre Armee hat heute vor unserm rechten Flügel nach Königshof zu in den Dörfern fouragirt. Muß auch Ew. Gnaden noch melden, daß der König meine beyden Adjutanten, Lüderitz und Löllhöfel

*) Auf das hierauf erfolgte Belobungs-Schreiben des Vaters, wegen der sich mehrenden Zahl seiner Verdienste, erwiederte er: Ew. Gnaden Schreiben vom 7 October, worin dieselben der gnädigsten Expressionen sich zu bedienen geruhen, habe ich mit Respekt und Freuden gelesen. Ich habe Ew. Gnaden mein Leben, meine Erziehung, meinen Unterricht und mein Wissen, nächst Gott, Alles zu danken. Der Allwaltende hat große, sehr große Gnade mir öfters, insonderheit aber diesen 30 September bewiesen.

zu Kapitains ernennet, und Derp (Pagen) zum Kornet bey Natzmer Husaren gemacht.

Angefügte Relation.

Den 29sten September lief durch herüber gekommene Deserteurs die Nachricht ein, daß Tages zuvor die feindliche Armee, so bis dahin zwischen Jaromiers und Schurtz gestanden, ihr Lager dergestalt verändert, daß der rechte Flügel an Königshof zu stehen gekommen, und die Armee aufwärts hinter der Elbe kampiret, daß auch solche Armee den 29sten wieder aufbrechen würde. Nach dieser erhaltnen Nachricht, kommandirten Sr. Königl. Maj. den General-Major Katzler mit 500 Pferden, ein paar hundert Husaren, und dem Finckschen Grenadier-Bataillon, um von den feindlichen Bewegungen, die weiter gemacht werden würden, Nachricht einzuziehen, auch wo möglich ihr Lager in Augenschein zu nehmen. Gedachter General aber

kam Abends um 8 Uhr zurück ins Lager, ohne etwas Anderes, als viel leichte Truppen des Feindes, nebst 5 Trupps schwerer Kavallerie gesehen zu haben, obgleich die feindliche Armee den 29sten Mittags aufgebrochen und bis 9 Uhr Abends marschiret war. Nachher übernachtete sie in 4 Kolonnen eine Viertelmeile von unserm rechten Flügel, ohne Bagage und Zelte, die in dem Lager waren zurückgelassen worden. Den 30sten mit Anbruch des Tages wurde von den Vorposten der Husaren, von der Feldwache, und auch von dem Stangischen Grenadier-Bataillon, welches in einem kleinen Fichtenwalde, der über dem rechten Flügel lag, postiret war, gemeldet, daß sich feindliche Truppen sehen ließen, endlich aber, daß man ganze Kolonnen marschiren sähe. Sr. Königl. Majestät, welche, ehe diese Nachricht einlief, Ordre gegeben hatten, daß die Armee um 10 Uhr aufbrechen sollte, um nach Trautenau zu marschiren, begaben sich sogleich nach dem rechten Flügel und ertheilten die Ordre, sofort General-Marsch zu schlagen, die Zelte abzubrechen,

Bataillons zu formiren *); der Kavallerie aber, aufzusitzen. Da nun Sr. Majestät die feindlichen Kolonnen anmarschiren sahen, auch von der Kolonne des feindlichen linken Flügels Kavallerie, viel Grenadier-Kompagnieen und Bataillons gewahr wurden, welche eine Höhe occupirten, auf der sie viel Kanonen und Haubitzen gepflanzet; so machten Sr. Majestät die Disposition und befahlen der Kavallerie, rechts abzumarschiren, und die ganze Armee dergestalt zu drehen, daß man Front gegen den Feind bekäme **).

---

*) Wie pünktlich zur Unzeit! Bey Roßbach waren Moritz und Heinrich über diese zwey Umständlichkeiten hinaus. Betrachtungen über die Kriegskunst. Abtheil. I. zweyte Aufl. S. 212.

**) Unser Prinz hatte das besondre Verdienst, bey diesem wohl entworfenen aber ungeschickt ausgeführten Ueberfalle, augenblicklich gewahr zu werden und zu äussern: jetzt könne von einem Rückzuge nach Trautenau nicht mehr die Rede seyn, man müsse statt dessen auf die säumenden Angreifer loßgehen ohne einen Moment zu verlieren; worauf er fort galopirte, und das hierzu erfor-

Die Kavallerie des rechten Flügels mußte sich gegen die Straße, welche nach Trautenau gehet, ziehen, dem Wald rechter Hand lassend, die Höhe, auf der die Kanonen gepflanzt, links. Diese Kavallerie wurde von besagter Höhe durch eine starke Kanonade und Werfen von Haubitz-Granaten, sehr inkommodirt. Der rechte Flügel der Infanterie folgte immediat der Kavallerie, und wurde nicht weniger begrüßt. Während dieser Zeit hatte sich der größte Theil der feindlichen Kavallerie linken Flügels deployirt, und da unser rechter Flügel der Kavallerie, die 3 Grenadier-Bataillons Wedel, Treskow, Fink, die Regimenter Alt-Anhalt und Kalckstein, meistens aufmarschiret waren; so attakirte unsere Kavallerie die feindliche und poussirte sie so fort über die Höhe, hinter ihre In-

---

derliche Manöver veranstaltete. Wie man siehet, erwähnet derselbe mit großer Bescheidenheit nichts hiervon; seine Adjutanten aber ermangelten nicht, mündlich wenigstens, die Reticenz ihres Generals zu ersetzen, weil sie ihm sehr ergeben waren.

fanterie weg. Da inzwischen unsre Infanterie auf diese Höhe zu marschirte und ein starkes Feuer aus grobem und kleinem Gewehr aushalten mußte; so fiengen die Bataillons gegen Ordre an zu feuern, die Feinde aber hielten Kontenance und kontinuirten ihr heftiges Feuer, welches die Unsrigen etwas dekontenancirte; aber eben zu rechter Zeit waren die 5 Bataillons aus der zweyten Linie, 1 Bataillon Geist, 2 La Motte, 2 Blankensee aufmarschiret *), rückten an, und soutenirten die erste Linie, welche sich sogleich rekolligirte, anmarschirte, den Feind repoussirte und auch von seinen Kanonen vertrieb. In dieser Zeit rückte das Kalksteinische und das Lehwaldische Regiment gegen zehn bis zwölf feindliche Eskadrons, die den Berg, worauf die Batterieen waren, zu ihrer linken, und das Dorf Burkersdorf zu ihrer rechten Hand hatten, an **). Diese

---

*) Man muß wissen, daß diese 5 Bataillons die ganze zweyte Linie ausmachten.

**) Diese Höhe oder Berg (der Prinz braucht beyde

Kavallerie wollte jedoch nicht auf Infanterie attakiren, obgleich einige einzelne Reuter herausrückten, denen aber die andern nicht folgten. Hierdurch wurde auch das Kalksteinische Regiment veranlaßt von selber zu feuern, welches denn doch effectuirte, daß diese Kavallerie zurück wich; folglich unsere Kavallerie, die drey Grenadier-Bataillons, das Regiment Alt-Anhalt und die fünf Bataillons der hinteren Linie, die feindlichen Grenadiere und die dabeystehenden Bataillons von der Höhe, wie schon gesagt, verjagten und die Kanonen nahmen. Die beyden Regimenter Kalkstein und Lehwald poussirten die zehn oder zwölf Eskadrons ebenmäßig, und wurde dies Alles in einen Wald getrieben, vor welchem sich die Kavallerie sehr stopfte und durch unser kleines Gewehrfeuer viel Leute und Pferde verlohr. Das Polentzische Regiment

Worte als gleichbedeutend) war von der feindlichen Infanterie getrennt, hatte Kavallerie zur rechten und zur linken, und lag, man möchte sagen, beynah in der Mitte dieser Kavallerie linken Flügels.

traf inzwischen auf das Dorf Burkersdorf, welches der Feind nicht besetzt hatte. Diese Bataillons alle zusammen mußten sich schwenken, um die übrige feindliche Infanterie, die auf Höhen und in Büschen sehr vortheilhaft postirt war, auch zu attakiren. Unser rechter Flügel der Infanterie durchging einen starken Wald, während dem das Regiment Polentz durch das Dorf gekommen war, auch feindliche Infanterie von einer Höhe (der zweyten) delogirt hatte. Inzwischen hatten Sr. Majest. der König ein Bataillon von Kalckstein befehligt, in Burkersdorf Posto zu fassen.

Da nun der Feind so weit vertrieben und die Bataillons im Schwenken durch den Wald kamen, so wurden auf einer dritten Anhöhe wieder zwey Linien formiret, und das erste Bataillon von Alt-Anhalt und das von Blankensee in die Flanke, um den Wald entlang zu marschiren, gesetzt. In dieser Ordnung wurden dann die feindlichen Infanterie-Regimenter, die auf der vierten Höhe und in einem Tannenwald standen, auch vertrieben.

Der linke Flügel, als nämlich Prinz Karl, Garde, Einsiedel, Schlichting, Grumbkow, war inzwischen, von Burkersdorf an bis nach der Gegend von Staudentz, aufmarschirt, und hatte gleichfalls die feindliche Infanterie, die auf sehr steilen Anhöhen stand, attakirt und poussirt. Die Regimenter der Kavallerie linken Flügels, Bornstädt und Rochow, rückten kaum gegen die feindliche Kavallerie, als diese schon das Feld räumte, engagirten nachher die Infanterie-Regimenter Damnitz, Kolowrath und Beyreuth, und eroberten von selbigen 8 Fahnen, machten auch beynah ein Bataillon gefangen.

Oben habe ich vergessen zu sagen, daß sobald unser rechter Flügel den Feind bis in den ersten Wald getrieben, und wir dieserwegen von Kavallerie nichts zu besorgen hatten, die Kavallerie-Regimenter Kyau und Rothenburg unter Kommando des General-Majors Rüts detachiret wurden, sich ganz auf dem linken Flügel zu setzen, auch die Gendarmen nebst 100 Pferden

von Buddenbrock, die sich an sie angeschlossen, wurden unter Kommando des General-Majors Goltz auch dahin geschickt, und setzten sich zur Rechten des Regiments Bornstädt. Sie bekamen etwas von dem Infanterie-Feuer ab. Die Gendarmen stießen auf das Dragoner-Regiment Preising, fanden aber keinen Widerstand. Die Garde du Corps, Buddenbrock, Prinz von Preussen (Kavallerie Regimenter) blieben hinter unserm rechten Flügel, unter Kommando des General-Lieutenants Posadowsky, stehen, das Nadastische Korps abzuhalten, damit es nicht unsre Blessirten auf dem Wahlplatze todt hauen, oder die bereits in unsre Hände gefallenen Kanonen und Haubitzen wieder nehmen möchte. Eben dieses Korps hatte des Königs und vieler Generale und Regimenter Bagage geplündert.

Die Bataille endigte sich dann damit, daß der rechte und der linke Flügel unserer Infanterie den Feind von der fünften Höhe depostirte, und ihn durch starkes Kanoniren bis in den ganz großen Wald, König-

reich genannt, verfolgte. Unsere Armee blieb auf der Höhe, die Dörfer Deutsch-Prausnitz und Sorr vor sich behaltend, stehen. Der feindliche Verlust ist an Todten und insonderheit an Blessirten sehr viel stärker als der unsrige; es liegen in allen Dörfern zwischen hier und Königshof und nach Pilnikow zu, wie nicht weniger in den Wäldern, sehr viele. Was die Bauern der feindlichen Armee nicht nachgefahren, wird zusammengesucht und nach Trautnau gebracht. Von gesunden Gefangnen beläuft sich die Zahl der Officiere auf 28, der Unter-Officiere und Gemeinen auf 943. Deserteurs kommen in großer Menge an, wovon die, so noch mit bis zum ersten Lager marschirt sind, aussagen, daß diejenigen Regimenter, welche sehr schwach angekommen, die Zelte hätten abbrechen müssen und den 1sten Oktober bis Jaromiers marschirt wären. Die Bagage wäre nach Königingrätz geschickt, wohin die Armee folgen würde. An Siegeszeichen haben wir erobert 14 Kanonen, 5 Haubitzen, 8 Fahnen und 1 Standarte, dahingegen der

Feind von uns 1 Haubitze, und 1 Standarte von Buddenbrock bekommen.

Nach Angabe der zugleich überschickten beyderseitigen Schlachtordnungen, bestand die Preußische Armee aus 31 Bataillons und 56 Escadrons, die Oesterreichische mit den dazu gehörigen Sachsen aus 45 Bataillons, 38 Grenadier-Kompagnieen und 2900 Mann Ungarischer irregulairer Infanterie; an Kavallerie aus 141 Escadrons und 2600 Ungarischer irregulairer Reuterey. Noch ist zu bemerken, daß die Bataillons unter dem General Schlichting, von welchen in dem Briefe des Prinzen gesagt ist, daß sie nicht zum Treffen gekommen, von der Zahl der 31 Bataillons abzuziehen sind, dahingegen dann auch das Korps Nadastis, die irregulairen Ungarischen Völker nämlich, gleichfalls nicht zu der Schlachtordnung der Oesterreicher gerechnet werden dürfen.

Leopold Maximilian, gebohren 1700, seit 1747 regierender Fürst zu Anhalt-Dessau, starb 1751. Seine Erziehung war die eines

Soldaten und Jägers gewesen. Von Unterricht in den Wissenschaften gar die Frage nicht. Naturgaben waren da. Der Vater war Muster; Unterwürfigkeit und kindliche Ehrfurcht für diesen können gar nicht weiter getrieben werden, als Maximilian und seine jüngeren Brüder sie trieben. Als Knabe noch, ließ ihn der Vater einmal zu einem seiner Feldzüge in Brabant kommen. Funfzehn Jahre alt, war Maximilian Obrist-Lieutenant und machte als solcher den Schwedischen Krieg und die Belagerung von Stralsund mit; siebzehn Jahre alt, als Volontair, den zweyten Feldzug Eugens in Ungarn gegen die Türken, wo diese geschlagen, Belgrad erobert ward. Bereits 37 Jahre alt, ward er erst Erbprinz durch den Tod seines älteren Bruders. Ungeachtet jener kurzen Einweihungen kann man dennoch von ihm sagen, daß er zu der Zahl derjenigen, und zwar sehr ausgezeichnet, gehört, welche die Praktik des Großen im Kriegshandwerke, ohne Umschweif, zu Generalen macht, und wir haben gesehen, welcher Antheil an den Siegen

König Friedrichs des zweyten ihm gebührt. In der Taktik war er kein Erfinder, vielmehr ein strenger Patron des Exercierens und der Parade der Truppen in Anzug und Fertigkeiten. Mit dem Antritt der Regierung seines Fürstenthums, erlosch nach und nach die Lust zu militairischen Verhältnissen, und der souveraine Kriegsherr that eben nicht viel dieselbe wieder anzufachen, wenigstens nicht den Erwartungen des Dienenden genug, obwohl er ihn in alle Ehrenstellen des Vaters hatte succediren lassen. Maximilian war deswegen nicht lange vor seinem Ende willens, den Kriegsdienst völlig aufzugeben. Als er auf dem Todtbette lag, erwachten bey dem Könige Gefühle der Dankbarkeit und das Andenken früheren freundschaftlichen Umganges, auf welches beydes sich stützend, der ehemalige Quasi-Kamerad zuweilen sich etwas zu viel mochte herausgenommen haben, wie z. B. eines Tages zu Breslau, bald nach dem ersten Frieden. Gleich beim Niedersetzen zur Mittagstafel, fragte ihn der König munter: Prinz Leopold (so wurde der-

selbe von ihm und bey der Armee genannt, da der Vater vorzugsweise blos der Fürst hieß) Prinz Leopold, wissen Sie was ich heut gethan habe? ich habe drey Fürsten gemacht. — Leopold, der sich hierdurch gestoßen glaubte, worin er vermuthlich dem Könige, welcher sich blos der Zufriedenheit über die Eroberung seines souverainen Herzogthums überließ, Unrecht that, erwiderte: machen doch die polnischen Edelleute Könige. — Genug der König bedauerte seinen Verlust sehr; er gab Maximilians eilfjährigem Sohne, jetzt Fürst Franz von Dessau, das Regiment des Vaters, Grosvaters und Urgrosvaters, das zu Halle in Garnison liegt. Die Adjutanten nahm er unter die Zahl der seinigen, und die Pagen machte er zu Officieren. Er schrieb an die Tante des Verstorbenen, verwittwete Herzogin von Radzivil, indem er ihr kondolirte: J'ai perdu un grand Capitaine, qui ne m'aimoit gueres. In letzterem irrte vielleicht auch er, denn Verfasser erinnert sich, Fürst Maximilian, bey Gelegenheiten, wo derselbe nicht nöthig hatte sich zu verstellen,

von dem Könige mit einer Ehrerbietung sprechen gehört zu haben, welcher der Ton des Affects nicht fehlte.

Auszug

eines Theiles des XIV. Kapitels der Geschichte meiner Zeit.

Die Armee des Fürsten von Anhalt erhielt Befehl, unverzüglich in und bey Halle zusammen zu rücken. Weil es nun darauf ankam, einen durchgreifenden Entschluß zu fassen, so glaubte der König, daß, ohne seiner Authorität etwas zu vergeben, er einen Rath versammeln, die Stimme der Erfahrung hören, und dem Klügsten, was sich in der Meinung derer, die er befragte, finden würde, folgen dürfe. Der Fürst von Anhalt war einer der ersten, welchen der König den Anschlag Brühls eröffnete. Dieser Fürst gehörte unter die Leute, welche von Selbstliebe eingenommen sich nichts einreden lassen, immer glauben Recht zu

haben, und verneinen wenn andre bejahen. Er schien die Leichtigkeit zu bemitleiden, kraft welcher man der Anklage gegen Brühl Glauben beymäße; er sagte, es sey widernatürlich, daß ein Minister des Königs von Polen, Sachse von Geburt, wohlgemuthet vier Armeen in die Staaten seines Herrn ziehen und selbige einem unvermeidlichen Ruin aussetzen wollte. Der König zeigte ihm ein Schreiben des Inhalts, daß in zwey Tagen General Grüne mit seiner Abtheilung zu Gera eintreffen würde, um zu den Sachsen bey Leipzig zu stoßen; er legte ihm verschiedene Briefe aus Schlesien vor, welche alle insgesammt bestätigten, daß die Sachsen in der Lausitz starke Magazine für die Truppen des Prinzen von Lothringen, den man daselbst in Kurzem erwartete, zusammenbrächten; er endigte damit ihm zu sagen, daß er ihm den Befehl über die Armee, welche sich zu Halle zusammenzöge, anvertraute. Der Fürst verharrete bey seinem Unglauben, nichts destoweniger sah man auf seinem Gesicht, daß es ihm schmeichle, sich an der Spitze einer

Abtheilung zu befinden, die ihm Mittel bot, seinen ehemaligen Ruhm zu verjüngen. Der Graf Podewils war mit dem Fürsten gleicher Meynung, so daß der König sich genöthigt fand, seine Authorität anzuwenden, damit der Fürst die erforderlichen Anstalten zu Verpflegung der Armee bey Halle vorkehrte, und der Graf die Depeschen ausfertigte, den fremden Höfen von dem, was vor sey, Nachricht zu geben. — Die Lage der Sachen war dahin gediehen, daß man siegen oder verderben mußte. Der König fürchtete unter Mehrerem den Unglauben und die Langsamkeit des Fürsten. —

Es würde schwer zu errathen stehen, aus welcher Ursach dieser dem Könige auszureden suchte, das Kommando der Armee in Schlesien selbst zu übernehmen; er trieb seine lästigen Vorstellungen gar so weit, daß endlich der König ihm sagen mußte, er, der König, habe beschlossen, sich an die Spitze seiner Truppen zu stellen, er aber, der Fürst von Anhalt, wenn er im Stande sey eine Armee zu unterhalten,

könne deren Kommando jeglichem übertragen, der ihm beliebe. Der Fürst war diesemnach genöthigt, sich nach Halle zu begeben; der König aber reisete am 14 November nach Schlesien, ließ Berlin in Bestürzung, die Sachsen in Hoffnung, und ganz Europa in der Erwartung des Ausschlages dieses Winterfeldzuges. —

Nach dem Ueberfalle der Sachsen bey Katholisch-Hennersdorf und der Zurückdrängung des Prinzen von Lothringen, ward General Lehwald mit 10 Bataillons und 20 Escadrons auf Bautzen detaschirt, mit dem Befehl bis gegen die Elbe vorzudringen, um den Sachsen Besorgnisse ihrer Hauptstadt wegen einzuflößen, und die Operationen des Fürsten von Anhalt zu erleichtern. Während gedachter Verrichtungen in der Lausitz, hatte man keine Nachricht von diesem Fürsten; die Sachsen aber sprengten aus, General Grüne habe die Elbe bey Torgau passirt und marschire nach Berlin. Indessen nun dieses Gerüchte zu sonderbaren Betrachtungen Anlaß gab, langte von Halle ein

Officier an und verkündigte: der Fürst von Anhalt habe sich den 30 November in Marsch gesetzt, habe die Sachsen in ihren Verschanzungen bey Leipzig angreifen wollen, diese aber verlassen gefunden; Leipzig habe sich unterworfen, die Sachsen flöhen gegen Dresden. Der König schickte diesen Officier sogleich wieder zurück, den Fürsten anzuregen, Meißen sobald er nur könne zu gewinnen, und ihn zu belehren, daß Lehwald und dessen Abtheilung bloß seine Ankunft erwarteten, um zu ihm zu stoßen. Als man zu Dresden erfuhr, wie geschwind der Prinz von Lothringen abgefertigt worden, entstand große Bestürzung; man ließ Grünens Abtheilung alsobald umkehren und Graf Rutowsky ward genöthigt, seine Armee zurückzuführen, um Dresden zu decken. Während nun der Fürst von Anhalt auf Meißen marschirte und die Armee des Königs nicht fortrückte, wandte dieser die Zeit an, mit den Sachsen eine Unterhandlung wieder anzuknüpfen. —

Der König erfuhr, daß der Prinz von

Lothringen zu Leutmeritz über die Elbe gegangen sey und seinen Marsch gegen Dresden richte. Um also näher bey der Hand zu seyn, die Anschläge des Feindes zu vernichten, verlegte er sein Hauptquartier nach Bautzen und Lehwald begab sich nach Königsbrück, eine Meile von Meißen. — Der König sahe wohl, daß fürderhin nur vom Siege begünstigt zu unterhandeln seyn würde. Es ward Zeit, die Operationen des Feldzuges mit Wärme wieder aufzunehmen. Die Lausitz war erobert, alles stand im Begriff von den Unternehmungen der Armee des Fürsten von Anhalt abzuhangen. Seit acht Tagen hatte der König keine Briefe von ihm. Diese Ungewißheit machte den König um so mehr verlegen, als kein Augenblick zu verlieren war, sich nahe genug zu kommen, um übereinstimmend zu wirken. Die Meißner Brücke war von der größten Wichtigkeit; man mußte sich ihrer bemächtigen, bevor der Feind daran gedachte sie zu zerstören; Lehwald konnte die Stadt, welche auf dem linken Ufer der Elbe liegt,

nicht anders als mit Beyhülfe des Fürsten in seine Gewalt bekommen. In Ermangelung der Nachrichten berechnete der König die täglichen Märsche des Fürsten und fand, daß derselbe den 8 oder 9 December spätestens zu Meißen eintreffen könnte. Lehwald verfügte sich dahin um diese Zeit; der Fürst kam nicht. Der Strom, welcher mit Eise gieng, verhinderte Lehwalden eine Schiffbrücke zu schlagen: lauter Zufälle, durch welche die Unternehmung zurückgehalten ward. —

Den 9ten langten Depeschen vom Fürsten von Anhalt, datirt aus Torgau, an. Er berichtete, daß er 200 Gefangne in dieser Stadt gemacht hätte, und schob die Langsamkeit seines Marsches auf die Schwierigkeit des Herbeyschaffens der Lebensmittel und der Fuhrwerke. Es waren bloße Vorwände, seine Saumseligkeit zu entschuldigen; er wendete neun Tage an, neun Meilen zu machen. Sein Betragen war um so weniger zu entschuldigen, da er in Halle ein Magazin zu seinem Gebrauche, und ein anderes zu Leipzig dem Feinde

abgenommen hatte, auch keinen Widerstand vor sich fand, und folglich Herr der Lebensmittel für Menschen und Pferde, des Vorspannes und der Lieferungen des Landes war. Seine Langsamkeit kann nur seinem Alter und seinem Widerspruchsgeiste zugeschrieben werden; es wäre ihm gar nicht unbehaglich gewesen, die Succeſſe in der Lausitz in dem Lichte einer glücklichen Unbesonnenheit eines jungen Menschen erscheinen zu lassen; er hieng das Schild einer weisen Vorsicht aus, um, seine lange Erfahrung dazu gerechnet, einen Kontrast mit dem Feuer des Königs in dessen Unternehmungen zu bilden. Wie man wohl denken kann, wurde der Fürst wegen seines Zögerns nicht gelobt; der König schrieb ihm, daß dieses dem Wohle seines Dienstes deswegen sehr nachtheilig wäre, weil es den Oesterreichern Zeit gelassen, zu den Sachsen zu stoßen und die Brücke von Meißen zu zerstören *), wodurch die Vereinigung beyder

*) Die Folge wird lehren, daß die Vereinigung unterblieben; und daß die Brücke nichts weniger als zerstört war, werden wir sogleich lesen.

Armeen beynah unmöglich würde, und knüpfte ihm ein, sich der Hurtigkeit zu befleißen, um so schnell als er könnte heran zu kommen. In seiner Antwort gelobte der Fürst an, den 12ten zu Meißen zu seyn. — Die Truppen des Königs trafen den 13ten bey Kamenz zusammen. Lehwald stand bereits Meißen gegenüber; der Fürst langte den 12ten daselbst an, aber die sächsische Besatzung hatte sich durch eine kleine Pforte gerettet und das Ganze der Armee wieder erreicht. Während das Fußvolk des Fürsten in Meißen einrückte, durchzogen die Reuter, einer hinter dem andern, einen Hohlweg. Die zwey letzten Regimenter saßen ab, um zu warten bis die Reihe an sie käme; Sibilsky ward dieses gewahr, er schlich sich mit seinen Sachsen in ein dickes Gebüsch, von wo aus er plötzlich auf die preußischen Dragoner stürzte und ihnen 2 Paar Pauken, 3 Standarten und 180 Mann entführte. Andre Schwadronen saßen zwar wieder auf und verjagten den Feind, die Beschimpfung war jedoch einmal empfangen, und die Hülfe

kam zu spät. Indessen muß man gestehen, daß die Kälte äusserst heftig war, und daß die Kavallerie seit 12 Stunden zu Pferde gesessen hatte.

Der 12te ward angewandt, die Elbbrücke auszubessern, und den 13ten vereinigte sich Lehwald mit dem Fürsten. Diese Brücke hätten die Sachsen völlig zerstören sollen, aber ihr Ministerium befehligte die Generale und begrif nicht, daß eine Brücke zu dem Verluste eines ganzen Landes viel beytragen kann.

Die Armee des Königs erreichte den 14ten Königsbrück; den Fürsten hatte er an diesem Tage bis zu dem Dorfe Neustadt fortgestachelt, wo die Armee, ohngeachtet der durchdringenden Kälte, genöthigt war zu kampiren. Der Prinz von Lothringen war den 13ten Dezember mit seiner Armee bey Dresden angelangt. Hennecke, der Alles anordnete, legte die Oesterreicher so weit auseinander, daß sie 24 Stunden gebraucht haben würden, um zusammen zu kommen. Der Prinz von Lothringen ermangelte nicht, die gehörigen

Einwendungen gegen diese Anstalt zu machen; Hennecke aber, der gewohnt war den Einnehmern und Pächtern zu befehlen, kehrte sich nicht daran. Da der Prinz von Lothringen voraussah, daß der Graf Rutowsky angegriffen werden würde, so bat er denselben, ihm bey Zeiten Nachricht zu geben, im Fall er seiner benöthigt seyn würde, weil er Zeit brauche seine vertheilten Truppen zusammen zu ziehen; Rutowsky aber antwortete, daß er keiner Hülfe bedürfe, in seinem Posten stark genug sey, und daß die Preußen die Verwegenheit nicht haben würden, ihn darin anzugreifen. Seit der Bataille bey Fontenoy, welche der Graf von Sachsen durch die Ueberlegenheit seines Geschützes gewann, sahe man viel Generale dieser Methode folgen. Die Disposition der Oesterreicher zur Bataille bey Sorr sollte eine Kopie davon seyn, und der Posten des Grafen Rutowsky bey Kesselsdorf, war gleichfalls nach dem bey Fontenoy gemodelt. Der Abstand des Grafen von Sachsen von seinen Nachahmern, besagte den Unterschied

zwischen den Erfolgen. Beyde preußische Armeen setzten sich indessen in Marsch; die des Fürsten von Anhalt, um sich dem Feinde zu nähern, und die des Königs, um über die Elbe zu gehen. Vierzehn Bataillons ließ der König in Meißen einrücken; das Uebrige des Fußvolks und die Reuterey kantonnirten auf dem rechten Ufer der Elbe, dergestalt, daß nöthigenfalls der König, indem er seine Truppen versammelte, dem Fürsten zu Hülfe kommen, und daß, wenn die Oesterreicher etwa zu Dresden die Elbe passirten, er ihnen von dieser Seite die Spitze bieten könnte.

Eben wie der König zu Meißen ankam, erhielt er ein Schreiben, und kaum hatte er selbiges gelesen, als man ihm meldete, daß gegen Dresden zu die ganze Atmosphäre in Feuer zu stehen scheine und man das Gedonner einer schrecklichen Kanonade höre. Der König vermuthete wohl, daß der Fürst nun mit dem Feinde daran sey, sandte sogleich der Reuterey den Befehl zu satteln, dem Fußvolke das Gewehr in die Hand zu nehmen, und galop-

pirte selbst, mit etwa hundert Husaren, auf dem Wege nach Dresden fort. Eine der kleinen Partheyen, welche er von allen Seiten ausschickte, brachte ihm sechs Flüchtlinge vom Sybilskyschen Korps, welche versicherten, die Sachsen seyen geschlagen, und was ihre Rede glaublich machte, war, daß man nicht einen einzigen Preußen erblickte, welches sicherlich geschehen seyn würde, wenn der Handel schlimm abgelaufen wäre. Die einbrechende Nacht nöthigte den König nach Meißen umzukehren, um sich keiner Beleidigung bloßzustellen, beruhigt und zufrieden, Wahrscheinlichkeiten von dem Siege des Fürsten zu haben. Wenn das Glück diesem nicht zusagte, war der König entschlossen, sein Volk auf den Höhen von Meißen zusammen zu ziehen, den Geschlagenen entgegen zu gehen, diese in das zweyte, die Seinigen aber in das erste Treffen zu stellen, den Feind von neuem anzugreifen und zu überwinden, es koste was es wolle. Der Fürst von Anhalt ersparte ihm diese Mühe; noch denselben Abend langte ein Officier an, der dem Kö-

nige Rechenschaft von den Umständen dieser glorreichen Schlacht ablegte.

Der Fürst von Anhalt benutzte während des Gefechts verschiedne Momente als ein geschickter Feldherr, und gab große Beweise seiner erprobten Tüchtigkeit und Erfahrenheit. Wenn wir die Fehler, welche von beyden Seiten begangen wurden, untersuchen, finden wir, daß der Graf Rutowsky in seinem Posten nur auf die Sicherheit des rechten Flügels gedacht, den linken aber in der Luft gelassen hatte, weil Kesselsdorf zu umgehen war, und daß der Fürst, wenn er sich noch besser rechts gehalten, ganz um dieses Dorf herumgekommen wäre, und es nachher mit wenigerem Verlust weggenommen haben würde. Er kam jedoch nur eben an, und hatte nicht Zeit die Beschaffenheit der Lage genugsam zu beobachten; dieses ist hinreichend ihn zu entschuldigen. — Der glückliche Ausschlag dieser Unternehmung machte die Langsamkeit vergessen, welcher, bey deren Anfang, der Fürst von Anhalt sich zu befleißigen geschienen; der Tag von Kesselsdorf hatte

einen schönen Schleyer über dieses Vergehen geworfen. Der König sagte ihm die schmeichelhaftesten Sachen über die Glorie, welche er sich erworben, und ließ Nichts weg, was dessen Eigenliebe sanft thun konnte. Der Fürst führte den König auf das Schlachtfeld; man verwunderte sich über die Schwierigkeiten, welche die Truppen zu übersteigen gehabt hatten.

Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, geboren 1676, hatte eine patriotisch heilige Ehrfurcht für Kayser und Reich aus seinem Jugendalter mit in das XVIII. Jahrhundert hinüber genommen. Er und sein Haus sahen sich vom Kayserlichen Hofe stets sehr vorzüglich behandelt; kaum 14 Jahre alt, war er zum Obristen ernannt, und ihm ein schönes altes Regiment ertheilet worden, welche beyde Vortheile er bald nachher aufgab, um in Brandenburgische Dienste zu treten. In einer für ihn und seine Nachkommenschaft höchst wichtigen Familien-An-

gelegenheit, erfuhr er eine so ausgezeichnete Begünstigung, wovon die Reichsgeschichte bis dahin fast kein Beyspiel aufzuweisen hatte. Seine Dankbeflissenheit mit einer langen Reihe tapferer Thaten zu belegen, war ihm um so leichter geworden, da selbige zugleich den Absichten des Hofes, dem er diente, förderlich waren. Im Jahre 1712 setzte er seinen Verdiensten um die Oesterreichische Monarchie dadurch die Krone auf, daß er an der Spitze aller Befehlshaber der zahlreichen Auxiliar-Völker, in einem solennen, von Prinz Eugen und Herzog von Ormond versammelten Kriegsrathe, und von letzterem im Namen seiner Königin aufgefordert, Eugens Heer zu verlassen, ohne über diesen unvorausgesehenen Vorfall von seinem Hofe Instruction zu haben, sich auf der Stelle erklärte, die Fahnen der noch übrigen beyden Verbündeten nicht zu verlassen, sondern nach wie vor aus allen Kräften unter ihnen zu fechten; welcher entschloßnen, jedoch aber für alle ziemlich gewagten Erklärung, die andern Befehlshaber, seinem Beyspiele fol-

gend, beytraten. Das Bewußtseyn geleisteter Dienste bindet den Menschen fast eben so stark an seine Gönner als die Gefühle der Dankbarkeit; man darf es also dem Fürsten nicht verargen, wenn er von Beginn der Fehde an nicht gern sah, daß Preußen und Oesterreich zerfielen. Die Rechte seiner Mitstände, hier zum Beyspiele die eines Churfürsten von Sachsen — gegen welchen er übrigens eben nicht günstig gestimmt war — lagen ihm zugleich sehr am Herzen; das hinderte jedoch nicht, daß er eben diese reichsverfassungsmäßigen Rechte, bey seinen Edelleuten und Unterthanen, öfters schwer verletzte; von Pflichten überhaupt, so wie von Pflichten gegen diese, wußte er nichts, oder wollte nichts wissen.

Härte, Willkühr und Habsucht, bey einem bloß der Sinnlichkeit fröhnenden Leben, hatten sich in dem Gemüthe dieses Gewalthabers, auf der Grundlage eines wilden, bis zur Grausamkeit ungestümen, aber wieder von einer andern Seite in manchem Betracht weichen und guter Laune fähigen Sinnes, endlich so dick aufgeschichtet, daß

späterhin von letzteren besseren Naturgaben — er liebte zum Beyspiel Kinder, sprach wie er's meinte, konnte derbe Antworten vertragen, und war ein eifriger Freund derer, denen er wohlwollte — fast keine Spur mehr übrig blieb. Anlaß zu werden was er ward, war genug vorhanden: der einzige Sohn zweyer von ihrem Stande höchst eingenommener Eltern, Erbe des ganzen Miniatur-Staates — (Ob ein solcher Erbe im Mittelpunkte von zehn oder tausend Quadrat-Meilen erzogen werde, thut nichts zur Sache; die Schmeichler aller Abstufungen wirken gleich stark auf ihn ein) — dann ferner, nach dem Tode des Vaters und einer Reise in Italien, bereits in seinem neunzehnten Jahre (1695) als General in Feldlägern! — Auf diesen ersten Feldzug folgten bis zu seinem sechsunddreyßigsten Jahre, beynah ununterbrochen, noch zwölf andre, so daß nachher, im Jahr 1745 Monat November, Leopold sechszehn Feldzüge zählte, bey deren mehresten er die zweyte, in Pommern gegen Karl XII. und bey Eröffnung des noch fortdaurenden die

erste Rolle *), mit Erfolg und Ruhm gespielt hatte. König Wilhelm III. von England, Eugen und Marlborough waren seine Lehrer und Muster gewesen, und die Geschichte kennt sie. Seine Kriegserfahrung — Frucht guter Beobachtungsgabe, richtiger Ansicht, kein Schatten von Studium — seine Welt- und Menschenkenntniß, hatten in dieser Schule sehr gewonnen, aber Milde des Charakters, Achtung für Menschenleben und Menschenwohl? — Religionsbegriffe, das beßte Bildungs- und Verwahrungsmittel, — er hatte sie, aber es wäre besser gewesen, er hätte sie nicht gehabt. Seine Frau Mutter, eine Holländerin, Tochter des Stadthalters Friedrich Heinrich von Oranien, war in dem orthodoxen System Calvins, nach der Auslegung Gomars, zur Christin eingeweiht; ihr Sohn hatte also in seiner Jugend viel von der unbedingten Gnadenwahl sprechen und predigen gehört: eine Lehre, die er be-

*) Man muß in der Geschichte meiner Zeit nachsehen, wie geschickt dieser Umstand in Dunkelheit gehüllet ist.

gierig auffaßte, in seinem Kopfe aber auf eine Art sich festsetzte, die seine Handlungsweise oft sehr verwerflich machte. Er glaubte an einen Gott, der ihm ein für allemal gnädig seyn wolle und — müsse; im entgegengesetzten Falle helfe Tugend und Frömmigkeit nichts. Von Aberglauben war er dabey nicht frey. Er baute verschiedene Kirchen, und meinte, so inkonsequent als möglich, die Gottheit durch Komplimente bestechen zu können, stattete jedoch nichts destoweniger seine neuen Häuser des Ewigen schlecht aus.

Wie sehr unser erlauchter Dessauer die Freundschaft Eugens erworben, lehret die Schlacht bey Cassano. Dieser, mit seinem rechten Flügel, hatte sie mehrentheils gewonnen und ward verwundet; jener, welcher den linken anführte, ließ sich, bey Ueberlegenheit an Macht, zurücktreiben. Schmerzendes Gefühl, Aerger, Wuth, verzweifelte Anstrengung die Armee, nach Abtritt Eugens, ungeschlagen aus dem Gefecht zu ziehen, ein zweymaliges Bad im Kanale, alles dieses vereint, zog ihm schon

den ersten Tag nach der Schlacht ein hitziges Fieber zu. Ritter Folard, der nicht einmal seinen Namen erfuhr, verdammt ihn ohne lange zu untersuchen. Theil III. Seite 339. seiner Kommentarien*), entscheidet derselbe folgender Maaßen: „Ein „Hauptfehler, der vorfiel, war einzig das „Werk des Generals, welcher den linken „Flügel befehligte, und der Disposition sei„nes Feldherrn nicht gehörig nachlebte. Er „mußte, wenn er die Augen nicht verschloß, „sehen, daß unser rechter Flügel, nicht „allein in der Luft, sondern so schwach, er „hingegen so stark war, daß es ihm nicht „schwer werden konnte, uns mit der Zahl „seiner Truppen zu erdrücken und uns in „den Fluß zu werfen, sobald wir nur ein „wenig Boden rückwärts verlohren.“ (Welche Disposition der Mann, dessen Name Folarden so gar unbekannt blieb, mochte empfangen oder nicht empfangen haben, konnte Folard nicht wissen, so wie auch wir dieselbe nicht wissen, und wenn Fürst

*) A Paris. 1727. in 4to.

Leopold eben so gut wie sein Tadler unterrichtet gewesen wäre, wie es um diese Zeit bey den Franzosen aussah, wenn der dichtbepflanzte Baumgarten, in welchem hier die Bewegungen gemacht werden mußten, ihm erlaubt hätte um sich zu schauen, würde derselbe wahrscheinlich den ihm zur Last gelegten Fehler nicht gemacht haben.) S. 340. „Der linke Flügel der feindlichen „Armee, welcher um mehr als die Hälfte „unsere Front überlangte, attakirte nur „obenhin und so schlaff, daß nichts darüber „gehet; sein Feuer war zwar eben so heftig „als das des rechten (mit nassen Patronen „nach Folards eigenem Berichte!) aber „wozu half das? Man mußte über den Bach „gehen, und uns mit der Zahl so vieler „Bataillone und Schwadronen erdrücken; „um unsre Flanke herum mußte sich dieser „Flügel wenden — aber sie wußten nichts „von diesen Vortheilen. Statt daß es ihnen zugekommen wäre über den Bach zu „schreiten, waren wir es, die ihn durchgiengen; wir jagten sie von ihrem Platze, „und hielten denselben fest, ohne daß sie

„die geringste Lust bezeigten dahin wieder „zu kehren. Hätten sie die Partie ergriffen, „welche ich meine, so hätten sie uns nicht „nur auf den ersten Ruck überwältigt, son- „dern auch, welches das Nachtheiligste war, „uns hinter dem Ritortello zurückgeworfen, „und wären uns im Rücken gestanden, „während ihr rechter Flügel uns in der „Fronte angriff.“

Jetzt wollen wir aber doch einen Umstand nicht unbemerkt lassen, den Folard selbst S. 329. beybringt: „Vier Brigaden „vom Kopfe der marschirenden Kolonne, „anstatt sich wieder gegen Cassano zu wen- „den, machten langhin auf dem Wege nach „Rivolta Halt und blieben stehen. Man „verdankte ihnen dieses freylich keineswegs; „dennoch unterließ ihre Unthätigkeit nicht, „den linken Flügel der Kayserlichen Armee „in Respect zu halten, welcher ausserdem „großen Vortheil aus einem Manöver*)

---

*) Manöver ist das Wort nicht, wenn von Stillestehen die Rede ist; Folard nimmt jedoch seine Benennungen und Ausdrücke so genau nicht. Sein ganzer Vortrag ist weitschweifig, und voller

„ziehen konnte, das sich schwerlich rechtfer„tigen läßt.“ Folard kommt noch öfters auf gedachte vier Brigaden zurück, die, wie man deutlich abnehmen kann, gar nicht weit von dem rechten Flügel der Franzosen entfernt standen. Wenn nun der Fürst sich unterfieng, diesen Flügel zu umgehen und den Franzosen in den Rücken zu fallen, so mußte er sich während des Manövers den vier harrenden Brigaden sehr nähern. Wer konnte ihm nun dafür stehen, daß diese hierdurch nicht zu dem Entschlusse bewegt und eingeladen werden würden, ihm, der im Rücken angreifen wollte, selbst in den Rücken zu fallen. Er war alsdann umringet und geschlagen. Auch in diesem Falle würde Aristarch Folard nicht ermangelt haben zu sagen: der General, welcher den linken Flügel des Feindes anführte, hatte die Augen verschlossen, um nicht zu sehen, daß er sich in eine Klemme begäbe, die ihm nothwendigerweise die Rippen zusammendrücken

---

Wiederholungen, sein Styl inkorrect. Er ist, mit einem alten, derben, deutschen Worte sey's gesagt, ein Waschhans, der sich häufig selbst widerspricht.

mußte. Möchte es doch bey allen kriegerischen Vorfällen gewissenhafte, oder wenigstens nicht oberflächlich richtende Kritiker geben, die nicht zu leichtsinnig oder zu nachlässig wären, jeden Umstand in Betracht zu ziehen, bevor sie entschieden!

Die Preußen machten die äusserste Spitze des linken Flügels der Aliirten, welcher eben so wie der rechte den großen Ritorto-Kanal vor sich fand, hier aber tiefer war. Leopold kam zu seinem Regimente und fragte den Obristen desselben: Brand, geht's? Brand sondirte mit seiner Hellebarde. Ich kann durch — er maaß über sechs Fuß — antwortet er *). Marsch! kommandirt der Fürst. Das Regiment stürzt sich, er mit, ins Wasser, das den mehresten bis an das Kinn, manchem bis über die Ohren gieng. „Tapferen Muthes, aber unüberlegt genug „für Deutsche, ohne zu bedenken, daß sie „ihre lederne Pulverflaschen und Patronen „in Acht zu nehmen hatten;“ meinet Folard S. 330. wo er von dem Unternehmen

*) Nach glaubwürdiger Tradition.

des Einspringens auch am rechten Flügel redet. Die ganze Linie, weiter herunter bis zur Mitte, folgt. In geringer Entfernung standen die Franzosen von dickem Gesträuch bedeckt, hinter dem Pandine-Bach, der allerdings nicht viel sagen will. Der Verfasser hat ihn gesehen. „Die Feinde „rückten dicht, bis auf die Länge zweyer „Hellebarden, an das Ufer heran, ohne „einen Schuß zu thun:“ sagt Folard S. 333. (Freilich wohl! ihr Pulver war naß.) „Das Gefecht begann auf der ganzen Fron„te“ (fährt er fort) „mit einem gewalti„gen Feuer,“ (wohl zu merken auf Seiten der Franzosen,) „ohne daß sie wagten „durch den Bach zu gehen, wie sie es durch „den Kanal gethan hatten. Weil jedoch dieses „Tiraillement*) der französischen Nation „nicht geziemet, (ne convient pas) so

*) Wer in dem Dictionaire de l'Academie nachschlagen will, um den Begriff kennen zu lernen, welchen die Franzosen mit diesem Worte verknüpften, wird finden. Tirailler. v. a. et frèquentatif etc. Il est aussi neutre, et signifie, tirer d'une arme à feu mal et

„wurden zwey Regimenter unsers rechten „Flügels ungeduldig, sich von so nahe her „und so lange beschießen zu lassen,“ (wahrscheinlich hatten die an die Preußen stoßenden übrigen Regimenter, wenigstens der größeste Theil von ihnen, Mittel gefunden, ihre Patrontaschen nebst Zubehör aus dem Wasser zu halten) „und giengen auf eignen „Antrieb mit aufgepflantem Bajonnet durch „den Bach. Die Deutschen, weit entfernt „uns eben so anständig zu empfangen, „als wir auf sie loßkamen, erwarteten „uns nicht.“

---

souvent. Woraus abzunehmen ist, in welcher Achtung die Sache selbst bey der Nation stand, bis die Noth sie zwang, blos auf diese Weise gegen die beßtexercirtesten Truppen der Erde zu kämpfen, die von keiner andern Methode als mit Ordnung zu feuern wußten, und ihre Herzhaftigkeit dazu vorbereitet hatten, nur auf eben diese Art beschossen zu werden. Der Erfolg machte die Urheber selbst erstaunen, verdoppelte aber ihre Keckheit und Verwegenheit um so mehr, je weniger die Generale ihrer Gegner auf Mittel sannen, den tiraillirenden Schwärmern das Schicksal zuzubereiten, dem sie sich aussetzten.

Dieses ist dem Gange der modernen Gefechte völlig gemäß; hätten die Deutschen erwartet, so mußten auch sie das Bajonnet aufpflanzen, und dann würde es zu einem Stoßkampfe mit dieser blanken Waffe gekommen seyn, der nicht in dem Ideenkreise unsers Soldaten liegt, und wozu er auch nicht abgerichtet ist. Die, welche den Entschluß fassen, die Sache mit dem Bajonnet zu versuchen, sind von der Hoffnung beseelt, die Andern werden sie nicht erwarten, irren auch in dieser Voraussetzung fast nie, weil jene eben durch ihr Stillstehen zu erkennen geben, daß sie nicht Lust haben, sich auf eine Partie einzulassen, welche die Anrückenden oder Anlaufenden selbst, in dem Augenblick wo sie eingegangen wäre, in Verlegenheit setzen würde: denn beyde Theile fühlen dunkel, daß ihre, wunderlich und widersprechend zusammengefügte, einzige Waffe, da nichts taugt, wo nur ein kurzes Schwerdt — welches sie jedoch nicht kennen — wirksam seyn könnte. Wenn es sich jedoch einmal — wie die Erscheinung des Vogel Phönix — zuträgt, daß dem an-

gebotenen Kampfe Mann gegen Mann nicht ausgewichen wird — Verfasser weiß aber nur von einem Falle dieser Art und hat ihn in seinen Betrachtungen über die Kriegskunst u. s. w. Abtheilung II. Seite 411. angeführt — so werden die Streiter plötzlich gewahr, daß ihre Flinte zugleich auch eine Keule ist, und dann gehet mit deren Gebrauch, als primitiver und Urwaffe, die Kriegskunst wieder zu ihren Kinderjahren zurück, was sich also auch bey Neueneck im Kanton Bern zutrug. Der Fall, wo sich Truppen anrückend einander begegnen, liefert ungefähr dieselben Resultate. Der Verfasser hat den König Karl Emanuel III. von Sardinien, auf Anlaß daß davon gesprochen ward, wie bey seiner Armee und bey der Französischen zwey Regimenter den Namen Lyonnois führten, erzählen hören, daß, als beyde Regimenter einst bey einer gewissen Action — Zeit und Ort hat Verfasser vergessen — in Beyseyn seiner, des Königs, auf einander getroffen, die Leute sich mit den Fäusten gepackt und bey den Haaren gezauset hätten. (Se pre-

noient par les cheveux et se colletoient.) Man kann nicht anders denken, als daß sie, um sich zu dieser gymnastischen Kraftäusserung die Aerme frey zu machen, genöthigt waren die Flinten fallen zu lassen. Sr. Maj. erzählten den Vorfall mit sichtbarem Wohlgefallen, als einen Beweiß der kriegerischen Wuth, welche die Leute befeuert.

Daß die Preußen hier, bey Cassano, nicht feuern konnten, berichtet Folard ausdrücklich. „Die Preußen“ sagt er, S. 337. „litten am meisten, weil sie mit „nassem Pulver aus dem Ritorto ka„men.“ Nun kann man wohl sagen: Warum, da er doch vom Kanale aus der Angreifende war, warum kam Leopold den Franzosen nicht mit dem aufgepflanzten Bajonnette zuvor? — Gegen diesen Vorwurf müßte er sich selbst verantworten; Eines und das Andre ließe sich zu seiner Entschuldigung wohl auffinden. Der Charakter unsrer Nation überhaupt; der schnelle Entschluß, den Franzosen mehr als uns eigen; sein großes Vertrauen zum Feuer;

kein Beyspiel von einem Angriffe mit dem Bajonnette, das er in seinen vorhergehenden Feldzügen erlebet*), und dergleichen. Mangel an Muth war zuverläßig dabey nicht im Spiele, weil Unerschrockenheit und Tapferkeit Eigenschaften waren, die er in einem hohen Grade besaß. Mit alle dem, wenn Eugen nicht der edle Mann und Freund gewesen wäre, der er war, so hatte er dennoch Grund sich über den Fürsten zu beklagen. Das that er aber nicht; aus seinem Munde hat niemand auch nur die kleinste Anmerkung dieser Sache wegen ge-

---

*) Die Preußen hatten zwar gar nicht lange vorher noch Pieken gehabt, sich ihrer aber als Angriffswaffe nicht mehr zu bedienen gewußt, die Franzosen auch nicht, sonst hätten sie dieselben nicht abgeschaft. Und wie sehr noch zu dieser Stunde viel Officiere unterlassen nachzuforschen: was doch eigentlich das griechische und römische Alterthum, wie nicht weniger das Mittelalter, mit den Pieken anfiengen? davon hat dem Verfasser ein gewisser Recensent in den Göttingschen Anzeigen von gelehrten Sachen, Jahrgang 1806. Stück 95. einen kleinen Beweiß gegeben, indem er dessen Vorschlag, die Pieken wieder einzuführen, als altmodisch belächelt.

hört; er war groß genug, Fehler seiner Untergebnen auf sich und seinen Ruhm zu nehmen; betrug sich auch in allen Stücken, als wenn es keinem Zweifel unterworfen gewesen, die Kayserlichen Waffen hätten gesiegt. In seinen Berichten an den Hof erwähnte er des Fürsten mit dem größesten Lobe. Kayser Joseph I. schrieb diesem nach vorläufigem Titelgepränge: „Gleich „wie Uns von Unsers Hof-Kriegsraths-„Präsidenten und Feldmarschalls Prinzen „Eugenii von Savoyen Lbd. insonder-„heit angerühmet worden, daß Dr. Lbd. „so vernünftig als tapfere Anführung und „ungemein bezeugter Valor, darob auch er-„folgte herzmüthige Standhaftigkeit der „unter Dero Kommando stehenden Königl. „Preußischen Truppen, zu dem mit Bey-„stand des Allerhöchsten Herrn der Heer-„schaaren bey Cassano gegen die feindliche „Armada den 16ten August nächsthin „erfochtenen ansehnlich- und glorwürdigen „Siege, einen großen Theil beygetragen „haben; also haben Wir darum Dr. Lbd. „Unser danknehmig gnädigstes Gefallen hier-

„mit bezeigen wollen u. s. w. Gegeben in „unsrer Stadt Wien, den 15ten Tag Sep„tembris 1705.“ — Leopold selbst hatte sich überzeugt, wenigstens nicht geschlagen worden zu seyn. Er führte die Armee gar nicht weit vom Schlachtfelde in ein Lager vor Treviglio zurück, und argumentirte nach einer ihm eignen Dialektik: wenn Jemand in ein Haus dringt und den Wirth prügelt, nachher aber wieder herausgeworfen wird, so ist es dennoch nichts destoweniger der Wirth, welcher Schläge bekommen*).

Eugenius von Savoyen und Leopold von Anhalt-Dessau waren bey ihren Feldzügen in Italien, der oberen Authorität des Befehlshabers unbeschadet, nicht allein stets einverstandne Freunde, sondern auch muntre lustige Waffenbrüder gewesen, die in vielen Stücken, hauptsächlich in einem gewissen Punkte, stark sympathisirten, obgleich ersterer um dreyzehn volle Jahre älter war. Zuweilen ward — nach späteren ver-

*) In den wenigen Notizen, die er, sein Leben betreffend, dem D. Beckmann, Geschichtschreiber des Hauses Anhalt, mitgetheilt hat.

traulichen Aussagen der Adjutanten — das gemeinschaftliche Hauptquartier in geheiligten Mauern, Freystätten der Unfruchtbarkeit, mithin der Unberührbarkeit, geweihter Jungfrauen genommen, wo denn mit unter so etwas dem zehnten Gesange der Jungfrau von Orleans — nicht der von Schiller, sondern der von Freund Voltaire — nicht ganz Unähnliches vorfiel. Seit 1712. hatten sich diese durchlauchtigen Kameraden nicht gesehen, als im Jahre 1734. im zahlreichen Gefolge von Preußischen Prinzen und Generalen des Königs Friedrich Wilhelm I. — der hier nicht als König, sondern mit diesen allen als freywilliger Dilettant erschien — Leopold und die Uebrigen, an deren Spitze der Monarch, dem nun alten und hinfälligen Eugen, in seinem Hauptquartier bey der Parole, feyerlich vorgestellet wurden. Der bejahrte Held trat bey dieser Ceremonie in allem Glanze und mit dem Pomp eines Imperators der in eine Heeresmacht vereinigten Deutschen auf; Geist und Gedächtniß aber waren größtentheils aus dem mit Lorbeern um-

kränzten Haupte entflohen; er schien also den Gefährten seiner früheren Siege nicht zu bemerken, ein Empfang auf welchen dieser wahrscheinlich nicht gerechnet hatte. Nach dem ersten Wortwechsel zwischen dem Könige und Eugen, nähert sich Leopold Eugen, klopft ihm auf die Schulter und erkundigt sich halblaut — in der Sprache ihres ehemaligen Umganges — nach dem gegenwärtigen Zustande des physischen Vermögens de son Altesse Sérénissime? Alsobald ist der Savoyer orientirt: Ah! mon cher Prince d'Anhalt! und, bras dessus bras dessous, zur Verwunderung aller Umstehenden *).

Nicht allein bey einer großen Zahl hoher und niederer Officiere aller Nationen, auch bey dem gemeinen Manne, dem nicht zu entbehrenden, wichtigen Werkzeuge der Meister des Heldenhandwerks, fand Fürst Leopold eine fast beyspiellose Gunst und Achtung, bey seinen Preußen noch überdies eben so viel Anhänglichkeit, Zutrauen und

*) Nach glaubwürdiger Tradition.

Liebe, ohngeachtet er sie hart hielt. Er hatte sich die Mühe genommen zu lernen, wie man mit dem Soldaten sprechen, ihn behandeln, zuweilen mit Schwänken belustigen müsse, um ihn bey guter Laune zu erhalten. Sein natürlicher Humor kam ihm stets ungesucht zu statten.

Im Laufe eines Feldzuges in den Niederlanden hatte er sein Quartier hinter der Linie auf einer Höhe, an welche sich der Flügel lehnte. Dicht unter der Höhe, jäh von dieser Seite, floß im Thale ein Bach längs der Flanke hin. Ein Regiment englischer Kavallerie tränkte eben in dem Bache, die Pferde nicht gesattelt und nicht gezäumt, die Leute ohne Stiefeln, in Kiteln und Schlafmützen wie gewöhnlich. Der Fürst kam aus dem Hauptquartiere, wo bey der Tafel der Becher fröhlichen Muthes nicht wenig herumgegangen seyn mochte. Gute Zeiten in der Lebensweise damaliger Krieger, in der das trockne stolze Amtsgesicht noch nicht Sitte war. Die General-Wache trat ins Gewehr; der Fürst läßt sie an den Rand des Abhanges rücken und

und kommandiret: fertig! an! Feuer! von hinten über die Tränkenden weg. Die Pferde erschrecken, fahren zusammen, bäumen sich, und mancher gute Englischmann wird abgeworfen und fällt ins Wasser. Noch auf dem Rücken liegend rufen sie lachend: God dam! that surely is the Prince of Anhalt! nehmen auch von ihm den Spaß gar nicht übel, weil er unter ihnen, wie unter Deutschen und Holländern, für einen muntern, schnurrigen, jungen Krieger bekannt und begünstigt war*).

Der Feldmarschall von Kalckstein, der Vater, stand in Italien um die Zeit der Bataille bey Turin, als Hauptmann in Hessischen Diensten. Bey Ausgebung einer Parole und des Befehls that er Majors-Dienste. Die Auxiliar-Truppen hatten Gefangne gemacht, welche der Fürst sich allein anmaßen wollte. Kalkstein foderte den Antheil der Hessen. Der Fürst, aufgebracht über die Prätension und aufgeblasen von der neuen Königswürde seines Vetters und

---

*) Gleichfalls nicht wegzuwerfende Ueberlieferung.

Souverains, fuhr Kalksteinen mit den Worten an: den wenigen Truppen eines so kleinen Herrn gebühret kein Antheil; was wollte derselbe mit den Gefangnen thun? Kalckstein antwortet: wenn wir Hessen nicht Theil an den Siegeszeichen haben sollen, wie Ew. Durchl. äussern, so nehmen die Hessen auch fernerhin keinen Befehl von Hochdenenselben an; schlägt seine Schreibtafel zu, und tritt aus dem Kreise. So bald der Befehl ausgegeben, geht Leopold auf Kalcksteinen zu und fragt: Wie heißt der Herr? (gewöhnliche Art anzureden in dieser Periode) Antwort: Kalckstein. Der Fürst: So ist er ein Preuße? Kalckstein. Ja. Der Fürst: Warum dient er nicht seinem Landesherrn? Kalckstein: Weil dieser meinen Vater enthaupten lassen, und uns Kinder aus dem Lande verwiesen hat. Der Fürst: Hier, meine Hand! ich bleibe des Herrn Freund. Bald nachher erfolgte die Rehabilitation der Familie, und Hauptmann Kalckstein trat in Preuß. Dienste. Der Herzog von Bevern hat diese Anekdote aus dem Munde des Feldmarschalls,

bey dessen Regiment er anfänglich stand, gehört, und dem Verfasser wieder erzählt.

Gleich die ersten Tage des Jahres 1745. versammelte der Fürst seine Armee bey Neiß, um mit dem Feldmarschall Traun, der Ausgangs vorigen Jahres König Friedrich II. aus Böhmen verdrängt hatte, einen Gang zu wagen und diesen, jetzt die Reihe an ihm, aus Schlesien zu verdrängen. Die Nacht vom 16. auf den 17ten Januar hatten die Truppen bey Jägerndorf unter dem Gewehr zugebracht, nach modischer Redensart bivouaquirt. Der Fürst findet sich bey seinem Regimente ein. Guten Morgen Bursche! Wer von euch, sogleich hier auf der Stelle im Stande wäre Hochzeit zu machen — der rechte Ausdruck läßt sich nicht hersetzen — soll einen Dukaten haben! und, — wer sollte es glauben? — der Verfasser hat den Soldaten, Namens Eiskannt, oft auf seiner Wache gehabt, der den Dukaten gewann. Allgemeines Gelächter, Jauchzen und lustige Stimmung. Während der Expedition machte der Herzog von Bevern, damals noch Prinz, aus dessen Munde Ver-

fasser den nachfolgenden Dialog weiß, dem Fürsten eines Morgens die Aufwartung. Der Fürst: Was ist Neues? Bevern: Eben nicht viel. Ich habe mit einem alleweil angekommnen Ausreisser gesprochen. Der Fürst: Was sagt er? Bevern: Ich mag es nicht wiederholen. Der Fürst: Sagt nur. (Wohl zu merken, in dieser Form der zweyten Person des Plurals pflegte Leopold so gar mit jungen Prinzen zu sprechen, die seine Gunst hatten). Bevern: Er sagt, Sie wären ein Hexenmeister. Der Fürst: Wie? Bevern: Ja, ich frug: warum stehen den eure Generale nicht und wollen sich nicht schlagen? Da antwortete der Kerl: dazu sind sie zu klug; wer wollte sich mit einem alten Hexenmeister schlagen? Der Fürst schmunzelte und strich sich den Schnurrbart.

König Friedrich I. hatte in ihm stets den nahen Verwandten gesehen, König Friedrich Wilhelm I. ihn als Lehrer mancher Regenten-Kenntnisse, und als Orakel im Kriegsfache betrachtet. König Friedrich II., noch Kronprinz, schrieb an

Suhm: „Der Fürst von Anhalt, der viel=
„leicht der größeste Feldherr des Säkulums
„ist, verbleibt in einer Dunkelheit, davon
„nur er allein das ganze Gewicht zu füh=
„len vermag*).“ Vom Thron herab be=
handelte der junge Monarch den größesten
Feldherrn des Säkulums kalt; und nachdem
er angefangen hatte, selbst die Laufbahn krie=
gerischen Ruhms zu wandeln, trachtete er
auf alle Weise Leopolden auf seinen Platz,
als ältesten Feldmarschall, zurück zu setzen,
welches kein gutes Verhältniß zwischen bey=
den gab, um so mehr da der König eines
ausgelernten Gehülfen dennoch nicht völlig
entrathen konnte, wie der Ausgang des
Feldzuges von 1744. bewies, Leopolden
aber nicht umstimmte, da wenig Erkenntlich=
keit sichtbar wurde. Mit kurzen Worten:
beyde schätzten sich, ohne sich zu lieben. Die
Abfertigung, welche gegenwärtig Leopold
zu Berlin erhalten hatte, mochte ziemlich

---

*) Correspondance familière et amicale de Frederic second, Roi de Prusse, avec U. F. de Suhm. Tom. II. pag. 270.

herbe gewesen seyn, und der König hatte nicht nöthig ihm zu seiner Demüthigung vorzurücken, daß er zu ohnmächtig sey selbst eine Armee zu halten; denn gerade deswegen hatte sich dieser schon lange über sein Schicksal erboßt. Der König hat demnach Grund zu sagen, daß unser Fürst mit wenig Freude an das ihm aufgetragene Werk gieng. Eine Verfassung des Gemüths die jedoch weder den Begriff von seiner Pflicht als Soldat, noch seiner großen Anhänglichkeit an den Waffenruhm der Preußen Abbruch that, wenn er auch, wie ihn der König beschuldigt, vielleicht die Verdienste des Heeres — sein Werk, wie er glaubte — von den damals noch bey weitem nicht vollendeten Thaten des jetzt sich des Heeres bedienenden Monarchen in seinem Kopfe trennte. Wenn Geister gegen einander aufgestellet und verhört werden könnten, so möchte allerdings wohl Leopold manche Anklage des vortrefflichen Verfassers der Geschichte meiner Zeit, Wort gegen Wort, und Rede gegen Rede, zu widerlegen wissen. Wir im Fleische noch Lebende müssen uns mit dem

Zusammenstellen der Begebenheiten und dem Abwägen der Umstände begnügen. Da die Sachsen die Brücke zu Meißen nicht gehörig zerstört hatten, so war durch die langsamen Märsche des Fürsten eigentlich Nichts verlohren, und der Herzog von Lothringen, der sich der Elbe in Böhmen, nur nach Maaßgabe wie der König in der Lausitz, näherte, rückte nicht früher als am 14 Dezember in die Paralele von Dresden.

Nach seiner Heimkehr dictirte Leopold seinem Geheimschreiber in die Feder, und ließ zu Dessau drucken: Journal von der Expedition, die Sr. Königl. Majest. in Preußen dem Fürsten in Berlin, weil sich der Fürst damals daselbst befand, zur Execution aufgetragen. Anno 1745. Er vertheilte diese Schrift unter mehrere Generale, kein Exemplar davon kam auf einem andern Wege ins Publikum. Sie wird jetzt rar und dieserwegen nicht unwürdig seyn, einen Platz in den Annalen des Krieges auszufüllen. An Kürze zwar, übrigens in keinem Stücke ist sie den Kommentarien des Bezwin-

gers der Gallier gleich. Der Abkömmling Albrechts des Bären kannte die Musen nicht wie jener Abkömmling der Liebesgöttin. In der Politik seines Jahrhunderts kein Ignorant, war er, nach dem Zeugnisse aller Unterrichteten, die mit ihm zu thun gehabt hatten, der Italienischen und Französischen Sprache, so viel täglicher Umgang und Geschäfte erfordern, mächtig genug.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Lu

er
rei
Rgb.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bülow, Adam Heinrich Dietrich <<von>>,

Annalen des Krieges und der Staatskunde Miszellen und Episoden

Bd.: 4

Berlin (1806)

Mil.g. 3-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10594493-6